

Das Bollwerk



Das deutsche Danzig: Die Frauengasse und der Ostgiebel von St. Marien

(Aufn. Staall, Werbestelle Danzig)

STETTIN
AUGUST 1939

PREIS 40 PF.
HEFT 8 / 10. JAHRGANG

Inhalt

Wilhelm Jarske: Danzig gehört ins Reich!	229
Wilhelm Löbsack: Danzig, die nationalsozialistische Stadt . . .	230
Erich Keyser: Danzig als deutsche Geistesstadt	232
Joseph v. Eichendorf: Danzig	237
Eberhard Klaaß: Chodowiecki entdeckt das deutsche Danzig . .	239
Heinrich Zerkaulen: Ulrike an Bord	242
Franz Schwede-Coburg 5 Jahre Gauleiter von Pommern . . .	244
Marieluise Henniger: Erkennungszeichen: Blauer Pullover . .	246
Kleine Beiträge:	
Knud Hamsun	247
Wider die Stadtsucht	248
Volkskunde und Weltanschauung	249
Blick in den Norden	250
Kulturleben in Pommern	254
Unter uns	258
Reichspommernbund	259

Das Bollwerk

MONATSZEITSCHRIFT FÜR NATIONALSOZIALISTISCHES GEISTESLEBEN IN POMMERN

10. Jahrgang

Stettin, August 1939

Heft 8



111 181 98

Danzig gehört ins Reich! VON WILHELM ZÄRSKE

Seitdem Premierminister Chamberlain wiederholt in die Debatte um die Danziger Frage eingegriffen hat, ist die Freie Stadt und ihr Schicksal mehr noch als bisher schon zu einem Gegenstand der hohen internationalen Politik geworden. Es war niemals der Wunsch der Danziger Bevölkerung, daß sie als Bürger einer friedlichen, arbeitsfreudigen und zauberhaft schönen Stadt im Mittelpunkt des Weltinteresses stehen sollten. Seit nunmehr 20 Jahren, vom Tage an, da Willkür, Gewalt und gesprochenes und geschriebenes Unrecht das Stück deutsches Land an der Weichselmündung aus seiner natürlichen Umgebung herausrissen, ist der Ruf nach dem Reich in dieser Stadt nie verstummt.

Als die NSDAP. im Jahre 1930 unter der energischen und zielbewußten Führung des vom Führer nach Danzig entsandten Gauleiters Albert Forster ihren politischen Kampf um die Macht zu führen begann, stellte sie von vornherein die Losung auf: „Zurück zum Reich.“ Die vom Führer bereits kurz nach seinem Machtantritt eingeleitete Befriedungspolitik mit dem polnischen Nachbarn legte der Freien Stadt Danzig die Verpflichtung auf, über die vorhandenen Gegensätze und verschiedenen Interessen hinweg eine Zusammenarbeit mit Polen zu versuchen. Danzigs Verständigungspolitik mit Polen und der Zehnjahrespakt des Führers mit Pilsudski im Hintergrund entsprangen dem ehrlichen und aufrichtigen Bemühen, trotz der vorhandenen ungelösten Probleme zwischen Berlin und Warschau die beiderseitigen seit der Nachkriegszeit datierenden Spannungen durch ein positives, konstruktives Konzept, dem nüchterne, verstandesmäßige Überlegungen zugrunde lagen, zu neutralisieren.

Das Vorhandensein berechtigter deutscher Forderungen an Polen ist deutscherseits nie bestritten worden. Die vorläufige Vertagung der ungelösten Probleme sollte nicht bedeuten, daß auf der Grundlage des befriedeten Verhältnisses zwischen Berlin und Warschau eine friedliche Klärung nicht hätte erfolgen sollen und können. Die nationalsozialistische Außenpolitik des Führers hatte von Anfang an ihr Grundelement in der Zielsehung, das Versailler Unrecht gutzumachen. Deshalb mußte es dem polnischen Partner klar sein, daß ein gutes deutsch-polnisches Verhältnis nicht gleichgesetzt werden konnte mit einer Verewigung der unhaltbaren Grenzverhältnisse im deutschen Osten. Die deutschen Ansprüche, wie sie in dem großzügigen Angebot des Führers an die Adresse Polens zum Ausdruck kamen, sind keine imperialistischen Forderungen auf fremdes Territorium, sondern sind die Herstellung eines normalen Zustandes, durch den die Gewähr einer dauernden Befriedung geschaffen werden soll.

Es ist eine vage durch nichts zu beweisende Behauptung, daß der Wunsch der Danziger, zum Reich zu gehören und das Wort des Führers, diesen Wunsch zu erfüllen, ein Ausdruck des sogenannten deutschen Machthungers und ein Fall deutscher Welteroberung sein soll.

Die jetzt von London und Paris vertretene Ansicht, Polens Bestand sei durch die Zugehörigkeit Danzigs zum Reich gefährdet, ist ganz jungen Datums. Maßgebliche lebende englische und französische Politiker können als Kronzeugen zitiert werden, in welchem Umfang die europäische Stimmung für den deutschen Anspruch auf Danzig und den Korridor bereits vorbereitet war.

Erst mit dem Start der von England angeführten Einkreisungspolitik gegenüber dem Reich hat der lokalisierte Fall Danzig seine deutsch-polnische Begrenztheit verloren und ist als Mittel zum Zweck zu einem Instrument der deutschfeindlichen Aktion Englands gemacht worden.

Wenn die feindliche Propaganda jetzt nachzuweisen versucht, daß die Freie Stadt Danzig in ihrer heutigen räumlichen Isolierung vom Reich und ihrer Zugehörigkeit zum polnischen Wirtschaftsgebiet Vorteile gegenüber dem Zustand von morgen als Bestandteil Großdeutschlands aufzuweisen hat, so ist diese Feststellung eine Ausgeburt englischer Phantasie. Die Danziger wollen nicht nur aus nationalen und ideellen Gründen Reichsdeutsche werden, sondern auch weil sie endlich den ihnen solange vorenthaltene Anschluß an den alle Lebensgebiete umfassenden Aufstieg des deutschen Volkes besitzen wollen und auch bereit sind, für den Lebenskampf der deutschen Nation die notwendigen Opfer zu bringen.

Weil das Recht auf der Seite der Danziger liegt, und weil das starke und mächtige Reich durch den Mund des Führers der deutschen Bevölkerung Danzigs seinen Schutz zugesagt hat, lebt die Bevölkerung in der Gewißheit, daß eines Tages die widersinnigen Grenzen fallen und Danzig nicht mehr das Streitobjekt der internationalen Politik bildet. Die wahnsinnige Vorstellung polnischer Staatsmänner und Militärs, die Welt werde wegen unbegründeter polnischer Ansprüche auf Danzig in eine Katastrophe sich zwingen lassen, kann nicht als Realität gewertet werden, wenn die Weltgeschichte und die Lehren des letzten Krieges nicht ihren Sinn verlieren sollen.

DAM/Au/05c

Danzig, die nationalsozialistische Stadt

Das Schicksal der deutschen Stadt Danzig und des Danziger Landes schien sich in der Entwicklung nach dem Versailler Schanddiktat 1919, also nach der Abtrennung vom Reich, einer tragischen und katastrophalen Erfüllung zu nähern. Der neu gegründete polnische Staat bemühte sich unverhüllt, dieses Gebiet ganz unter seinen Einfluß zu bringen, und die Schwäche der Weimarer Republik bedeutete, auf weite Sicht gesehen, keine entscheidende Hemmung bei diesem Bestreben. In Danzig selbst zeigte sich ein trauriges Spiegelbild der innerdeutschen Verhältnisse. Die verschiedensten Parteien bekämpften einander und arbeiteten so praktisch dem polnischen Drängen in die Hände. So schienen manche polnischen Publizisten und Politiker durchaus recht zu haben, wenn sie schrieben, daß Danzig einmal wie eine reife Frucht Polen in den Schoß fallen müßte, und es nur darauf ankäme, die günstigste Stunde auszunutzen, um Danzig und damit die Weichselmündung endgültig Polen einzuverleiben.

Der Führer und seine nationalsozialistische Bewegung haben auch das Schicksal Danzigs gewendet. So wie schon längst vor 1933 im Nationalsozialismus gegenüber dem Systemdeutschland das wirkliche Deutschland entstand, mit dem die Welt schon damals zu rechnen hatte, so veränderte sich auch lange vor der Machtübernahme in Danzig manches durch den Einsatz und den Kampf der nationalsozialistischen Bewegung. Veränderungen, die den Ausgangspunkt für eine grundsätzliche Wendung überhaupt bilden sollten.

Die Nationalsozialisten in Danzig wurden im Oktober 1930 durch den vom Führer zum Gauleiter von Danzig berufenen Pg. Albert Forster zu einer schlagkräftigen Organisation zusammengefaßt. Die Parteiorganisation wurde von Anfang an als ein Glied der großen deutschen nationalsozialistischen Bewegung betrachtet, in dieser deutschen Stadt wie ein reichsdeutscher Gau aufgezogen und auch von der Zentrale in München aus entsprechend behandelt und betrachtet. Damit vollzog sich schon damals durch die Partei eine enge Bindung an das Reich, die in ihrer Bedeutung und logischen Folgerungen gerade dem Ausland erst später bewußt sein sollte. Gauleiter For-

ster stellte sich zwei Ziele, die in ihrer Erfüllung die Voraussetzung zu einer Rückgliederung Danzigs zum Reich bildeten.

Erstens: Die deutsche Bevölkerung Danzigs zu einigen und sie damit zu einem einsatzbereiten und schlagkräftigen Faktor im Interesse des gesamten Deutschtums zu machen.

Zweitens: Danzig mit allen Mitteln deutsch zu erhalten, also den andrängenden polnischen Einfluß auf allen Gebieten einzudämmen und zurückzuschieben und darüber hinaus dieser Stadt in allen Lebensäußerungen noch mehr ein deutsches Gesicht zu geben, wie es bisher der Fall war. Der Kampf der NSDAP. mit den Systemparteien mußte sich gerade hier unter dem harten Gesetz der Disziplin vollziehen. Wie leicht konnte eine innerpolitische Explosion ein Eingreifen fremder Mächte auslösen. Diese schwierige Aufgabe wurde gemeistert. Bereits bei der Volkstagswahl am 16. November 1930 steigerte sich die Zahl der nationalsozialistischen Volkstagsmandate von 1 auf 12. Unter verschiedenen Umständen, die in erster Linie durch die innerpolitische Entwicklung im Reich bedingt waren, ging nun der Kampf um die Machtübernahme weiter. Am 9. November 1931 fiel als Opfer eines heimtückischen marxistischen Überfalls der erste nationalsozialistische Blutzeuge in Danzig, der SA-Mann Horst Hoffmann.

Mit dem 30. Januar 1933 war auch das Drängen der Nationalsozialisten Danzigs zu einer Neuwahl nicht mehr aufzuhalten. Die damals den Senat bildenden reaktionären Kreise mußten diese Wahl zum 28. Mai 1933 ausschreiben, die mit einer 51prozentigen braunen Mehrheit ausging. Nun begann für Danzig auch offiziell eine Ära deutscher Politik, die nur nach den Interessen des gesamten Deutschtums ausgerichtet sein konnte. Der nationalsozialistische Senat, der gemäß den Grundsätzen unserer Parteidisziplin nach den Richtlinien des Gauleiters als dem Beauftragten des Führers in Danzig zu arbeiten hatte, fand eine Reihe schwerer Aufgaben. Dauernde

Differenzen und Streitigkeiten, die in Genf beim Völkerbund nicht gelöst wurden, mit der Republik Polen; 40 000 Arbeitslose, eine vom Völkerbund weitgehend bestimmte Verfassung, an die sich dann immer mehr die noch vorhandenen Systemparteien klammerten - um nur hier einige der größten Aufgaben und Schwierigkeiten darzulegen. Im Zuge der großzügigen Friedens- und Entlastungspolitik des Führers war nun das nationalsozialistisch geführte Danzig dazu ausersehen, die Verständigung mit Polen vorzubereiten. Dieses gelang mit einem Polen, das damals noch vom Marschall Pilsudski geführt wurde, unter Ausschaltung des Völkerbundes. Die Fülle der in der unseligen Konstruktion Danzigs begründeten Probleme und Revisionsforderungen wurde zurückgestellt, obwohl Polen damals, wie in der Folgezeit, leider sehr oft den guten Willen zu einer solchen Verständigung auf allen möglichen Gebieten vermissen ließ. Wenn auch diese Politik dann im Januar 1934 durch den deutsch-polnischen 10-Jahres-Vertrag in gewissem Sinne gekrönt werden konnte, so bildete doch Danzig zwischen Deutschland und Polen ein für den Wissenden jederzeit genau lesbares Barometer der jeweiligen Beziehungen.

Die Arbeitslosigkeit wurde zu einem Teil durch die nationalsozialistischen Maßnahmen in Danzig beseitigt, den anderen Teil nahm im Laufe der Jahre dann mehr und mehr das neue Deutschland für seine Aufbauarbeit ab. Bei dem Bestreben, den Geist Adolf Hitlers nicht nur immer mehr in der Bevölkerung, sondern auch in der Gesetzesarbeit durchzusetzen, erwiesen sich in den verbliebenen Restparteien wie Zentrum, Sozialdemokraten und Deutschnationale immer mehr Störenfriede. Das dem neuen Deutschland feindlich gesinnte Ausland bemühte sich, aus Danzig ein Bollwerk gegen das Reich zu machen, wie das vorübergehend ja mit Österreich gelang. So zeigten sich Ende 1935 manche Schwierigkeiten, die ein entschlossenes nationalsozialistisches Handeln verlangten. Am der Welt und besonders den Quertreibern in Genf zu demonstrieren, daß die NSDAP. wirklich die Volksmeinung vertritt, wurde bereits wieder zum 7. April 1935 eine Wahl ausgerufen. Ungeachtet der großen Schwierigkeiten und Hemmnisse hatte

sie wieder ein überwältigende Mehrheit des Hakenkreuzes gebracht. Im gewissen Sinne erschwerend fiel bei diesem Kampf ins Gewicht, daß der 1. Präsident des nationalsozialistischen Senats, Hermann Rauschnig, unter dem Einfluß internationaler Kräfte zum Renegaten geworden war und sich gegen die Ziele und die Politik des Führers mißbrauchen ließ. Ende 1934 hatte er bereits sein Amt aufgeben müssen, dann emigrierte er im April 1935 ins Ausland, wo er seitdem unter den übrigen Emigranten eine unrühmliche Rolle spielt. - Bereits wenige Wochen nach dieser Wahl sah sich die NSDAP. genötigt, gegen neue schwere Angriffe vorzugehen. Da man die Partei nicht bei der Wahl aus dem Sattel heben konnte, versuchte man es nun durch einen Staatsbankrott. Die Danziger Währung, der Gulden, wurde von den verschiedensten ausländischen Stellen her angegriffen. Manche Restparteien spielten dabei als Handlanger des Auslandes eine traurige Rolle. Der nationalsozialistische Senat sah sich deshalb gezwungen, eine neue Festsetzung des Guldens vorzunehmen, um durch dieses von der Bevölkerung geforderte Opfer eine Währungskatastrophe zu verhindern und das Gesetz des Handelns in der Hand zu behalten.

So ging die Aufbauarbeit weiter, aber auch die Schwierigkeiten blieben nicht



Senatspräsident Artur Greifer

Aufn.: B. Machtans

aus. Der damals in Danzig wirkende Völkerbunds-Kommissar Lester, ein marxistischer Ireländer, der kaum ein Wort deutsch verstand, machte sich immer mehr zum Instrument internationaler

antideutscher Kräfte und versuchte mit allen Mitteln, Schwierigkeiten zu bereiten. Beispielsweise nahm er Anstoß an dem deutschen Gruß „Heil Hitler“ und meinte, in Danziger Staatsgebäuden dürfe kein Führerbild hängen. Unterstützte also Lester zerstörende Cliquen, so versuchte Polen unter der Oberfläche der Verständigung aus Anlaß der Danziger Devisen-Gesetzgebung wirtschaftliche Vorteile zu erpressen. Auch damals trat das Problem der unmöglichen Zoll- und Wirtschaftsunion mit Polen und der polnischen Zollkontrolleure schlagartig vor einer größeren Öffentlichkeit in Erscheinung. Im Sommer 1936 setzte man nun zu einem letzten Gegenstoß innerpolitischer Art an. Die nur noch von der Gnade des Völkerbundes und anderer ausländischer Stellen lebenden Restparteien, versuchten mit den verschiedensten Mitteln das nationalsozialistische Danzig zu erschüttern. Bei dieser Provokation ließen im Juni 1936 drei Nationalsozialisten: Ludwig, Fressonke und Deskowski ihr Leben. Ihr Blutopfer beschleunigte die Entwicklung zur Freiheit, denn nun kamen die Heger, an ihrer Spitze Herr Lester, in die fatale Lage, zugeben zu müssen, daß nicht sie, sondern die Nationalsozialisten die dauernd Provokierten und Attakierten waren. Als dann kurze Zeit darauf wieder einmal ein deutsches Kriegsschiff in Danzig eintraf, wurde dieser Besuch zum Anlaß genommen, Herrn Lester zu bezugen, daß er auch formell nicht mehr in Danzig anerkannt wurde. Gauleiter Forster brachte damals im Herbst 1936 durch seinen Artikel „Der Völkerbunds-Kommissar in Danzig“ den Stein endgültig ins Rollen. Lester mußte gehen und sein Nachfolger, der Schweizer Prof. Burckhard, der dann Anfang 1937 kam, nimmt eine korrekte Haltung ein.

Inzwischen war Deutschland durch unseren Führer viel mächtiger geworden und so war es für Gauleiter Forster eine Selbstverständlichkeit, im Schatten des großen Reiches an die weitere Verwirklichung unserer Ziele heranzugehen. Die Restparteien wurden endgültig beseitigt oder lösten sich selbst auf. Der hemmende Völkerbundeinfluß wurde auf allen möglichen Gebieten abgebaut. Ende 1937 gab es dann auch hier in Danzig nur noch die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei mit 70 bei insgesamt 72 Sitzen im Volkstag und im übrigen die zwei Polen, die angeblich das hiesige Polentum vertreten.

Im Jahre 1938 wurde unsere Weltanschauung auch auf staatlichen und gesellschaftlichen Gebieten mehr und mehr verwirklicht. Die Hitler-Jugend wurde

Staatsjugend, das Rechtswesen an die Verhältnisse im Reich angegliedert, die Arbeitsgesetzgebung endgültig im Sinne des Nationalsozialismus bestimmt usw. Danzig bekam damit auch auf diese Art immer mehr das Gesicht eines reichsdeutschen Gaues. Das schöne alte Stadt-



Gauleiter Albert Forster

Aufn.: Staatl. Werbestelle Danzig

bild wurde erneuert und neue Bauten, die von unserem Willen künden, entstanden.

Es ist bekannt, wie Polen mehr und mehr den Sirenenklängen internationaler Kriegshetzer und Einkreiser zum Opfer fiel. Der Führer hat in seiner großen Rede vom 28. April 1939 ausführlich diese Zusammenhänge und ihre Folgen aufgezeigt.

Seit Ende März dieses Jahres hat dann Polen mobilisiert und auch um Danzig Truppen zusammengezogen. Die Kette der Provokationen gegenüber dem Danziger Deutschtum reißt nicht ab. Danzig soll die erste Beute Polens werden. Aber je mehr um und über Danzig in der Welt geschrieben und geschrien wird, um so weniger läßt sich die Bevölkerung hier dadurch erschüttern. Im Geiste nationalsozialistischer Disziplin wird die Bevölkerung durch die NSDAP. geführt und zusammengehalten.

Die nationalsozialistische Bewegung hat dieser Stadt und diesem Lande das Gesicht gegeben. Heute weht das Hakenkreuzbanner überall im Danziger Lande. Heute herrscht dort nur ein Wille: Der Wille des Führers. Man darf in Großdeutschland davon überzeugt sein, daß das nationalsozialistische Danzig in jeder Situation zu seinem Führer steht und so die Stunde der Freiheit erwartet.

Danzig als deutsche Geistesstadt

Seit alters ist die Stadt Danzig als einer der bedeutendsten Handelsplätze an der Ostseeküste bekannt. Ihre seit dem 12. Jahrhundert begründete Mittlerstellung in dem west-osteuropäischen Warenaustausch hat ihr vor allem in den Zeiten hanfischer Wirtschaftspolitik zu einer Machtstellung verholfen, mit der nicht nur die Nachbarstaaten, sondern auch England und Holland, Frankreich und Italien rechnen mußten. Schon früh wurde daher der Stadt politische Anerkennung zuteil, die sich u. a. darin ausdrückte, daß Danzig zu kriegerischen Unternehmungen und diplomatischen Verhandlungen mehrfach hinzugezogen wurde. Die auswärtigen Staaten unterhielten ihre Gesandtschaften in der Weichselstadt, gleichwie der Danziger Rat seine Vertreter an den ausländischen Höfen zu beglaubigen pflegte.

Je mehr die wirtschaftliche und politische Stellung Danzigs hervorgehoben wird, pflegt seine kulturelle Bedeutung unterschätzt zu werden. Gewiß ist allgemein bekannt, daß die Stadt in landschaftlich reizvoller Umgebung prächtige Bauwerke in sich birgt. Der schlanke Turm seines rechtsstädtischen Rathauses, der scharfkantige Turmkloß von St. Marien und der geschwungene Umriss des Krantores sind zu oft von Künstlerhand wiedergegeben, um nicht allenthalben als köstliche Beispiele alter deutscher Städtebaukunst bewertet zu werden. Vor allem wird immer übersehen, daß außer der Baukunst auch auf den übrigen Gebieten des geistigen Lebens Danzigs Bürgerschaft stets außerordentlich rege gewesen ist. Wer weiß etwas von der hochentwickelten Musikkultur Altdanzigs, von den wissenschaftlichen Arbeiten, die hier entstanden sind, von den Schätzen seiner Bibliotheken und Archive?

Das Altdanziger Geistesleben ist den meisten ein Neuland, das erst entdeckt werden muß, und es ist deshalb verständlich, wenn auch nicht verzeihlich, wenn die unentwegten, gechliffentlichen Ausstreunungen polnischer Politiker und Schriftsteller, daß Danzig der Sitz uralter polnischer Kultur wäre, im Auslande vielfach Glauben gefunden haben. Gehen diese Behauptungen, deren politische Wirkung trotz ihrer sachlichen Nichtigkeit sehr ernst genommen werden muß, doch schon so weit, daß die gesamte nord-

deutsche Backsteingotik bis nach Lübeck hin als der Ausfluß polnischen Geistes hingestellt wird!

Trotzdem haben wir ein gutes Recht, Danzig als deutsche Geistesstadt zu rühmen und es unter den Städten zu nennen, in denen die Eigenart des deutschen Geisteslebens stärker als vielfach anderswo zum Ausdruck gelangt ist. Dabei ist ohne weiteres zuzugeben, daß die kulturelle Entwicklung im Weichsellande sehr viel später einsetzte als an Rhein und Donau. Aber schon diese Tatsache deutet auf den deutschen Ursprung der nordostdeutschen Kultur hin. Denn sobald das deutsche Volk wieder in der Lage war, die von seinen germanischen Vorfahren bewohnten, seit den Zeiten der Völkerwanderung aber allmählich von wendischen Stämmen besetzten Lande östlich der Elbe zu besiedeln, wurden sie zum Kulturgebiet erhoben; fanden doch die deutschen Einwanderer, die seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ostwärts zogen, abgesehen von den im Boden vergrabenen Schätzen frühgeschichtlichen germanischen Kunst- und Gewerbesleißes im Weichsellande nichts vor, das jene Bezeichnung für die vorausgegangene Zeit hätte rechtfertigen können. Aber der Ritter, der, gebürtig aus den Adelsgeschlechtern von Bayern und Schwaben, von Franken und Thüringen als Gutsbesitzer oder im Gewande des Deutschen Ordens an der Weichsel heimisch wurde, der Bürger aus den aufstrebenden, kultureichen Städten Hannovers, Westfalens und des Niederrheins und aus der schon früher besiedelten Grenzmark zwischen Elbe und Oder, der Bauer aus den mit uralter deutscher Kultur erfüllten Gefilden Niedersachsens, sie alle brachten die Regungen und Strebungen ihrer Heimaten gen Osten. Waren es doch nicht die ärmsten und schwächsten, sondern die stärksten und kräftigsten Menschen des Mutterlandes, die im Ostlande ein neues Wirkungsfeld sich suchten und erschufen.

Wie die Pflanze nur in gut sie nährendem Boden gedeihen kann, so setzt jedoch auch die geistige Betätigung in Kunst und Wissenschaft einen gewissen Wohlstand voraus. Erst als die Wirren und Nöte der ersten Siedlungsjahre überwunden waren, konnte sich deutsche Kultur aus eigener Kraft entfalten. Jahrzehnte nach der Begründung der Stadt

Danzig, die um 1224 erfolgte, konnte ihre Bürgerschaft daran gehen, zur Verehrung Gottes ragende Kirchen und zur Verwaltung ihrer Gemeinden stolze Rathhäuser zu erbauen. Aber mit dem wachsenden Wohlstand und der Vermehrung der Bevölkerung setzte seitdem ein jedes Geschlecht das Werk der Väter fort und suchte ihr Erbe mit steigendem Kunstsinne und gereifterem Geschmack zu vervollkommen.

Niemand, der einmal deutsche Städte in West und Ost durch Augenschein verglichen hat, wird behaupten wollen, daß die Baukunst des Mittelalters im Osten weniger eine Pflanzstätte gefunden habe als im Westen. Eine Fülle von Kirchen ist hier entstanden, die zum mindesten an räumlicher Ausdruckskraft den gleichzeitigen Bauwerken des Mutterlandes gleichzuachten sind. St. Marien gehört mit seinen weiten hohen Hallen, seinen lichten Fensterfluchten und seinen ersten glatten Wänden zu den größten und wirkungsvollsten Kirchen Deutschlands. Der in diesem Gotteshause verkörperte Raumgedanke schwingt in kleineren Ausmaßen in St. Johann und St. Peter und Paul fort. Sie zeigen den Stil der späten Gotik in einer durchaus eigenartigen bodenständigen Auffassung. Denn mögen auch die Kirchen anderer Hanse- und Ordensstädte ihnen ähnlich sein, so weichen sie doch von ihnen in der Raumgestaltung ab.

Nicht anders war es zur Zeit der Renaissance. Danzig erhielt damals ein neues Gewand, dessen schmucke Pracht sein Stadtbild bis heute bestimmt hat. Diese Bauten wurden geschaffen auf Grund und als Ausdruck der politischen Macht und des wirtschaftlichen Reichtums, die um 1600 hier angesammelt waren. Denn während andere deutsche Städte sich schon in unaufhaltsamem Niedergang befanden, konnte Danzig dank seiner Mittlerstellung im europäischen Handel und seiner staatlichen Selbstständigkeit eine umfassende, ebenso kostspielige wie kunstsinige Ausgestaltung seiner Straßenzüge in Angriff nehmen. Gewiß sind die einzelnen Formen dieser Renaissancekunst vielfach anderen Län-



den entlehnt. Niederländische und italienische Einflüsse machten sich geltend. Auch stammten mehrere der Künstler, die diese Entwicklung trugen, von auswärts, Hans Kramer, der Erbauer des Grünen Tores und des Englischen Hauses, aus Dresden, Wilhelm von dem Bloke, der das Hohe Tor baute, und Antony von Obbergen, der Schöpfer der Peinkammer, des Altstädtischen

Rathauses und des Zughauses, aus Mecheln.

Aber diese Künstler hätten ihre Werke nicht schaffen können, wenn ihnen nicht der Danziger Rat in vollem Verständnis für ihre Absichten die hinreichenden Mittel zur Verfügung gestellt hätte und, wenn nicht auch das eingefessene Handwerk an technischer Geschicklichkeit und künstlerischer Begabung ihre Pläne hätte

durchführen helfen. Durch diese Mitarbeit des heimischen Handwerks und durch die den Baumeistern gestellten Bauaufgaben erhielten die fremden Formen eine eigene Gestalt. Die ragenden Fassaden der Patrizierhäuser und des Artushofes, die Raumpörper des Großen Zeughauses und der Rathausküle sind Danzig in dieser Form eigentümlich. Vor allem aber machte sich die starke raumbildende Fähigkeit, die von der einheimischen Bevölkerung ausging, in der glänzenden Lösung städtebaulicher Aufgaben geltend. Wenn wir heute den Abschluß der Langgasse durch den Rathauerturm und des Langen Marktes durch das Grüne Tor, die Zusammenwirkung von Hohem Tor, Peinkammer und Stockturm bewundernd überblicken, so ist das eine künstlerische Leistung, der andere Städte nur wenige Gegenbeispiele gleichzusetzen vermögen.

So schlugen die Wellen der geistigen Entwicklung Alt-Deutschlands stets ungehindert nach der Stadt an der fernen Weichselmündung hinüber. Die Saat, die von den ersten Siedlern ausgestreut war, trieb kräftige Wurzeln, so daß aus ihr auch die Danziger Dichtkunst als ein selbständiger Zweig der gesamtdeutschen Kunst emporsprießen konnte.

Als zu Beginn des 17. Jahrhunderts die deutsche Dichtkunst mit der schlesischen Schule in einen neuen Abschnitt ihrer Schaffenskraft eintrat, da hat Danzig durchaus im Mittelpunkt dieser Bewegung gestanden. Denn die Führer der schlesischen Dichterschule haben sich, als sie durch die politischen und religiösen Wirren des Dreißigjährigen Krieges aus ihrer Heimat vertrieben wurden, gerade in Danzig niedergelassen und fruchtbare Wirksamkeit entfaltet. Denn diese Stadt bot ihnen nicht nur die genügende Sicherheit vor der Einbeziehung in den schwedisch-polnischen Krieg und den Wohlstand, ohne den die Träger dieser hofmeisterlichen Barockdichtung nicht leben konnten, sondern sie trafen hier auch auf vollstes Verständnis und weitgehende Förderung ihrer Bestrebungen.

Der französische Gesandte Ogier, der 1636 in Danzig weilte, hat höchst wertvolle Berichte über das geistige Leben in den führenden Danziger Schichten hinterlassen. Wie an kleinen Fürstentümern gingen nach seiner Schilderung jene Dichter in den Patrizierhäusern ein und aus, um an den geselligen Freuden ihrer Schutzherrn teilzunehmen und ihr Leben und ihre Taten mit aller höfischen Beredsamkeit zu besingen. Bereits in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts wurden in Danzig einige Werke



Der Kopf des heiligen Georg

Aufn.: Staatl. Werbestelle

von Martin Opitz gedruckt. Im Jahre 1635 ließ sich dieser Führer der neuen Bewegung zu dauerndem Aufenthalt in der Weichselstadt nieder. Im Verkehr mit den angesehensten Geistlichen, den Professoren des Akademischen Gymnasiums und den vornehmsten Patrizierfamilien streute er nach allen Seiten reiche Anregungen aus, so daß von der Begründung einer Danziger Dichterschule unter seiner Leitung gesprochen werden kann. Obwohl die Hauptwerke seiner Dichtkunst bereits vorher geschaffen waren, legte er doch hier den Grund zu seinem wissenschaftlichen Ruhm. Abhandlungen zur polnischen Geschichte, Übersetzungen der Antigone des Sophokles, der Psalmen, der Schrift Augustins über den Gottesstaat und die Ausgabe des altdeutschen Annoliedes krönten sein Lebenswerk, das durch seinen plötzlichen Tod an der Pest 1639 ein vorzeitiges Ende fand; in St. Marien wurde er beigelegt.

Gleich Hoffmann von Hoffmannswaldau besuchte seit 1634 Andreas Gryphius das Gymnasium und lebte später als Privatlehrer in Danzig. Männer, wie der Prediger von St. Katharinen, Michael Albinus, der Professor Johann Peter Titz und der Rektor Maukisch setzten ihre Bestrebungen fort, die in der Stiftung eines Weichselordens unter der Führung des Bürgermeisters Adrian von der Linde 1667 ihren Abschluß erhielten.

Noch mehr als die Dichtung fand die Musik im öffentlichen und häuslichen Leben sorgsame Pflege. Schon im 15. Jahrhundert erhielt die Marienkirche mehrere Orgeln. Kirchenmusik und Chorgesang erfreuten sich seitdem wachsender Beliebtheit. Späterhin waren die musikalischen Abendgesellschaften in den Bürgerhäusern des Rokoko weithin berühmt. Die von heimischen Künstlern geschaffenen Konfektionen entbehren zwar zum meist des tieferen Schwunges; sie wirken heute nüchtern und kalt. Trotzdem darf man der Danziger Bevölkerung musikalisches Verständnis und musikalische Neigungen nicht aberkennen. Die Musik kam einem lebhaft empfundenen Bedürfnis des niederdeutschen Menschen entgegen, in dessen Seele sich mit aller Kühle und Sachlichkeit, mit dem starken Wirklichkeitsinn und der ausgesprochenen Willensbetontheit seines Geistes ein stiller Drang nach Verinnerlichung verband.

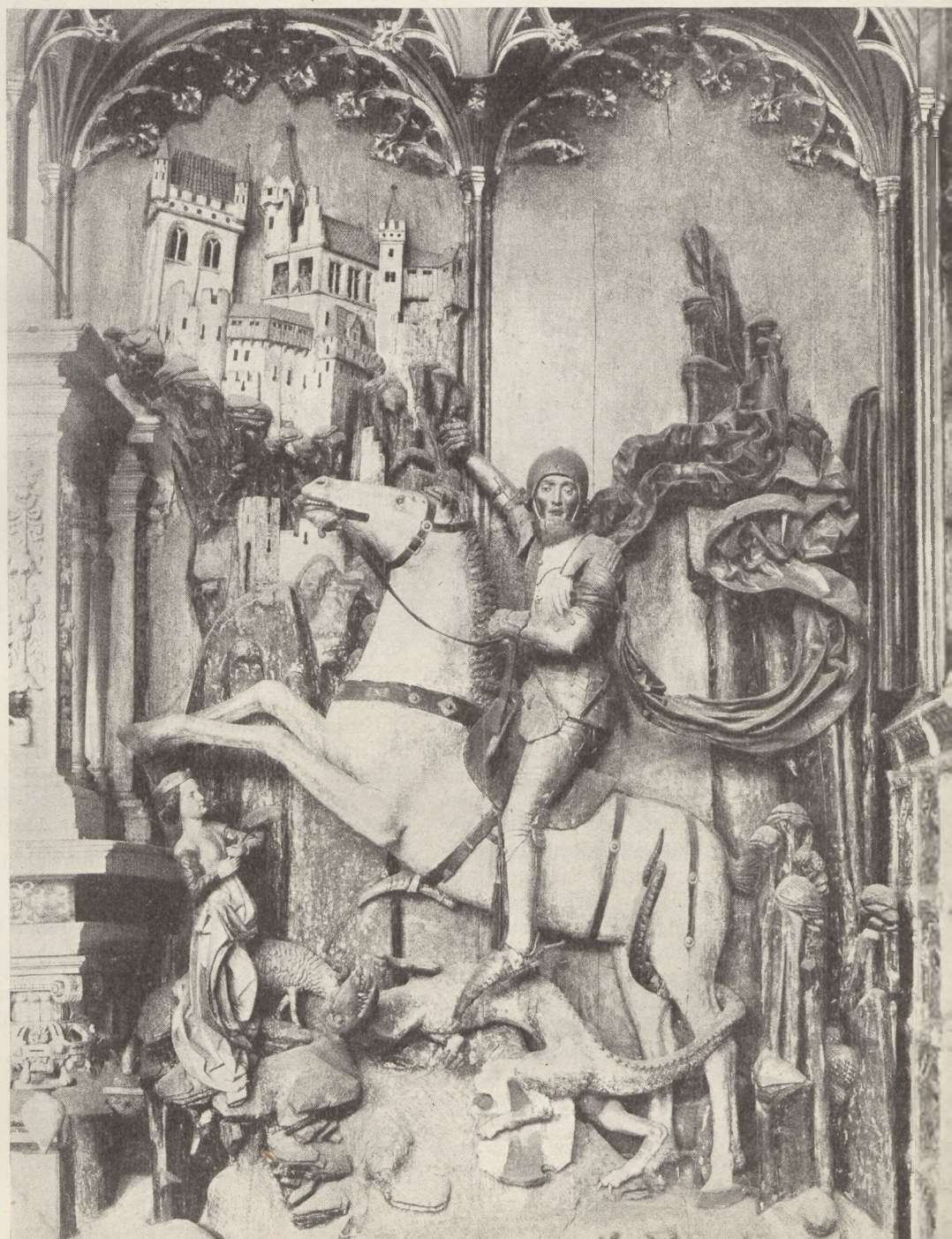
Auch zur Religion nimmt der Norddeutsche und mithin der Danziger eine andere Stellung ein als der westdeutsche Mensch. Es ist sehr schwer, dem Gange der religiösen Entwicklung, abgesehen von

den äußeren Formen, die sie in der kirchlichen Organisation gefunden hat, nachzuspüren. Die Quellen fließen auf diesem Gebiet allzu spärlich. Aber es ist auffällig, daß die Danziger Bürgerschaft für religiöse Fragen, soweit sie lediglich das Gemüt angehen, eigentlich nie den rechten Sinn gehabt hat. Religion war ihr Kult und Lehre, Gegenstand vernünftiger Überlegung und der Pflichterfüllung gegen Gott und den Nächsten. Die unsagbaren und unvorstellbaren Schwingungen der frommen Seele, das Gottsuchen der Mystik und des Pietismus, haben dagegen in ihr keinen Widerhall gefunden.

Es ist ebenso merkwürdig, wie schnell die Reformation Einlaß gefunden hat, wie es seltsam ist, daß trotz des Sieges des Luthertums, dem zugleich eine her-

vorragende politische und nationale Bedeutung zukam, Calvinismus und Katholizismus weitgehend geduldet wurden. Diese Zurückhaltung entsprang ebenso sehr, zum mindesten bei den führenden Geschlechtern des Rates, rein politischen Überlegungen, wie jener Neigung zur Duldsamkeit, die dem geborenen Rationalisten eignet. Es gab deshalb in Danzig stets tüchtige theologische Lehrer, aber niemals Glaubenshelden und religiöse Führergestalten.

Um Kirchenlehre und Kirchenglauben von den Schläcken zu reinigen, die sich im Laufe der Jahrhunderte an die Überlieferung angeschlossen hatten, sollten sie fortan unmittelbar auf die heiligen Quellen zurückgeführt werden. Die Kenntnis der klassischen Sprachen, Textkritik und Kirchengeschichte galten deshalb als die



St. Georg im Artushof
Aufn.: Staatl. Werbestelle

Voraussetzung für die Schaffung neuer kultureller Werte aus dem großen Erbe der Vergangenheit heraus. Auf dem Wege humanistischen Studiums theologische Bildung zu verbreiten, wurde zur Aufgabe, zum Ziel einer umfassenden Schulreform.

Bereits bei der ersten Einführung der Reformation in Danzig verlangte die Bürgerschaft vom Räte die Errichtung einer griechischen Schule. Der Widerstand der katholischen Bischöfe und der polnischen Könige, die zunächst die Lehre Luthers mit blutiger Gewalt unterdrückten, verhinderte jedoch vorerst die Durchführung dieser Absichten. Zwar legte schon im Jahre 1539 der Rektor der Marienschule, Andreas Goldschmid, der in seiner „Schola Dantiscana“ eine pädagogische Reformschrift vor, in der er den Unterricht in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache forderte. Aber erst als die lutherische Lehre zum vollen Siege gelangt war und der letzte Kustos des Franziskanerklosters, Johannes Kollau, dem Räte freiwillig seine Klostergebäude mit der Bedingung übergeben hatte, in ihnen eine Schule zu errichten, gelang es den eifrigen Bemühungen des Bürgermeisters Konstantin Ferber und des Ratsheeren Augustin Wildener, die Eröffnung des „Partikulars“, wie die neue Schule genannt wurde, im Jahre 1558 zu erwirken. Nachdem die Nöte der Gründungszeit und die Wirren des Krieges gegen den Polenkönig Stephan Bathory, der 1577 die alten Freiheiten der Stadt nicht anerkennen wollte, überwunden waren, nahm das Gymnasium unter der Leitung seines Rektors Heinrich Moller, eines berühmten Dichters und Hofgeschichtsschreibers des Schwedenkönigs Gustav Wasa, einen bedeutsamen Aufschwung. Aber den Rahmen einer heutigen höheren Schule hinaus, erfüllte es in weitem Umfang die Aufgaben einer Universität. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts waren außer dem Rektor, der Professor der Theologie und zugleich Prediger an der St. Trinitatiskirche war, sechs ordentliche Professoren tätig, für Recht und Geschichte, für Physik und Medizin, für Philosophie, für Beredsamkeit und Dichtkunst, für griechische und lateinische Philologie und für Mathematik. Kurzum, alle Fakultäten einer Universität waren vertreten, die in öffentlichen und privaten Vorlesungen und durch regelmäßige Disputation ihre Schüler nicht minder zu Förderern der Wissenschaft als zu Männern des praktischen Lebens auszubilden bemüht waren.

Der Ruhm der Anstalt lockte zahlreiche Schüler herbei. Am 1600 waren drei-

hundert bis vierhundert Studenten vorhanden, die zum großen Teile von auswärts, aus Preußen, Pommern und Schlesien, aber auch aus Kurland und Livland herbeigeeilt waren. Viele von ihnen wandten sich gleich nach dem Verlassen des Gymnasiums einem öffentlichen Amt als Prediger, Lehrer oder Sekretär bei der Stadtverwaltung zu.

Unter den Professoren ragten an Gelehrsamkeit hervor: der Astronom Menius, der Mathematiker Peter Krüger, von dem viele Danziger Landkarten und Kalender stammen, die Juristen Brunow und Oelhoff, vor allem der aus Danzig gebürtige Bartholomäus Kerermann, ein überaus gelehrter Polyhistor, dessen philosophische und theologische Werke noch heute Beachtung verdienen; zudem gilt er als einer der Begründer der modernen historischen Methode und Geschichtsphilosophie.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wirkten die politischen Streitigkeiten innerhalb der Bürgerschaft, an denen der Rektor des Gymnasiums Aegidius Strauch lange Zeit führend beteiligt war, ungünstig auf seine Entwicklung ein. Mit der Wertschätzung sank auch die Schülerzahl. Dieser Wandel hing aber nicht nur mit den mancherlei Umständen in der Verwaltung und dem allgemeinen Niedergang Danzigs in jenen Jahrzehnten zusammen, sondern war auch eine Folge der veränderten geistigen Einstellung, die damals allenthalben Platz griff. Während der dogmatisch-theologische Eifer, der den Aufschwung der Anstalt beflügelt hatte, im Nachlassen war, stellte sich ein lebhaftes Bedürfnis nach mehr realer Bildung ein, das nur durch das gelehrte Studium der historischen und naturwissenschaftlichen Fächer befriedigt werden konnte.

Schon bald wußte das Gymnasium diesen neuen Wünschen Rechnung zu tragen. Neben dem Professor der Philosophie Hanow, der eine viel beachtete wissenschaftliche Wochenschrift, die „Danziger Erfahrungen“, herausgab, und dem Mathematiker Kühn, der die geometrische Darstellung der imaginären Linien in die Wissenschaft einführte, wirkte im 18. Jahrhundert unter den Professoren Gottfried Lengnich, der bedeutendste Historiker, den der deutsche Nordosten bis dahin hervorgebracht hatte. Seine Werke zur Danziger und polnischen Staats- und Rechtsgeschichte sind noch heute unentbehrliche Wegweiser. Ein Schüler dieser Männer war der bekannte Arzt Nathanael von Wolff, der, nachdem er lange Jahre in der Welt umhergewandert war, sich in Danzig niederließ und hier als erster die Blatternimpfung ausübte; auch

legte er eine Sternwarte auf dem Bischofsberge an.

Diese Umstellung auf die mehr realistischen Fächer kam der hergebrachten Geistesrichtung Danzigs entgegen. Denn seit jeher hatten gerade die Geschichts-, Rechts- und Naturwissenschaften eifrige Pflege gefunden. Schon im 16. Jahrhundert entfaltete sich in Danzig eine rege Chronistik, die bereits zu scharfer kritischer Auswertung der überkommenen Nachrichten überging. Der Mühlenschreiber Stenzel Bornbach legte in diesem Sinne reichhaltige Sammlungen von historischen Schriften, von den Rezessen der preussischen Landtage und vielen Urkunden an. Der Ratssekretär Kaspar Schütz schrieb eine umfangreiche Geschichte des Preußenlandes, die auf sorgfältigen Quellenforschungen beruhte. Der Kirchenvater von St. Marien, Eberhard Böttcher, behandelte um 1600 die Geschichte seines Gotteshauses. Späterhin hat der Sekretär Reinhold Curke die erste, mit höchst wertvollen Stichen geschmückte Beschreibung des Danziger Stadtbildes veröffentlicht. Die verwickelten staatsrechtlichen Beziehungen, in die Danzig eingeflochten war, fanden bei allen diesen Arbeiten eifrige Beachtung und forderten zu eigenen Untersuchungen heraus. Schon der Bürgermeister Kleefeld (gest. 1576) legte eine Bearbeitung des Kulmischen Rechts, das allenthalben im Ordensland galt, vor. Hundert Jahre später haben der Notar Elias von Treuen-Schröder und der Bürgermeister Johann Ernst von der Linde umfassende Darstellungen des Danziger Rechts geliefert. Ihre Arbeiten faßte dann, wie schon erwähnt, Lengnich in seinen bahnbrechenden Werken zusammen; nach langjähriger Tätigkeit am Gymnasium wurde er deshalb zum Ratsyndikus ernannt und mehrfach an den politischen Geschäften der Stadt beteiligt.

Unter den Förderern der deutschen Naturwissenschaften weist Danzig mehrere hervorragende Vertreter auf. Stammt doch schon Philipp Clüver (1580 bis 1622), der Begründer der historischen Länderkunde, aus dieser Stadt. Nicht minder bekannt ist der Brauer und Ratsheer der Altstadt, Johann Hevelke (1611-1687), der sich selbst gerne Hevelius nannte; er widmete sich mit selbstgefertigten, zum Teil noch erhaltenen Geräten, insbesondere der Mondforschung, so daß seine Selenographie (1647) und seine Machina coelestis (1679) ihm reiche Ehrentugungen eintrugen. Ein weiterer Sohn der Stadt war Daniel Gabriel Fahrenheit (1686-1736), der das Areometer erfand und das Quecksilber zur Wärmemessung einführte. Sein Name ist mit



DÄNZIG

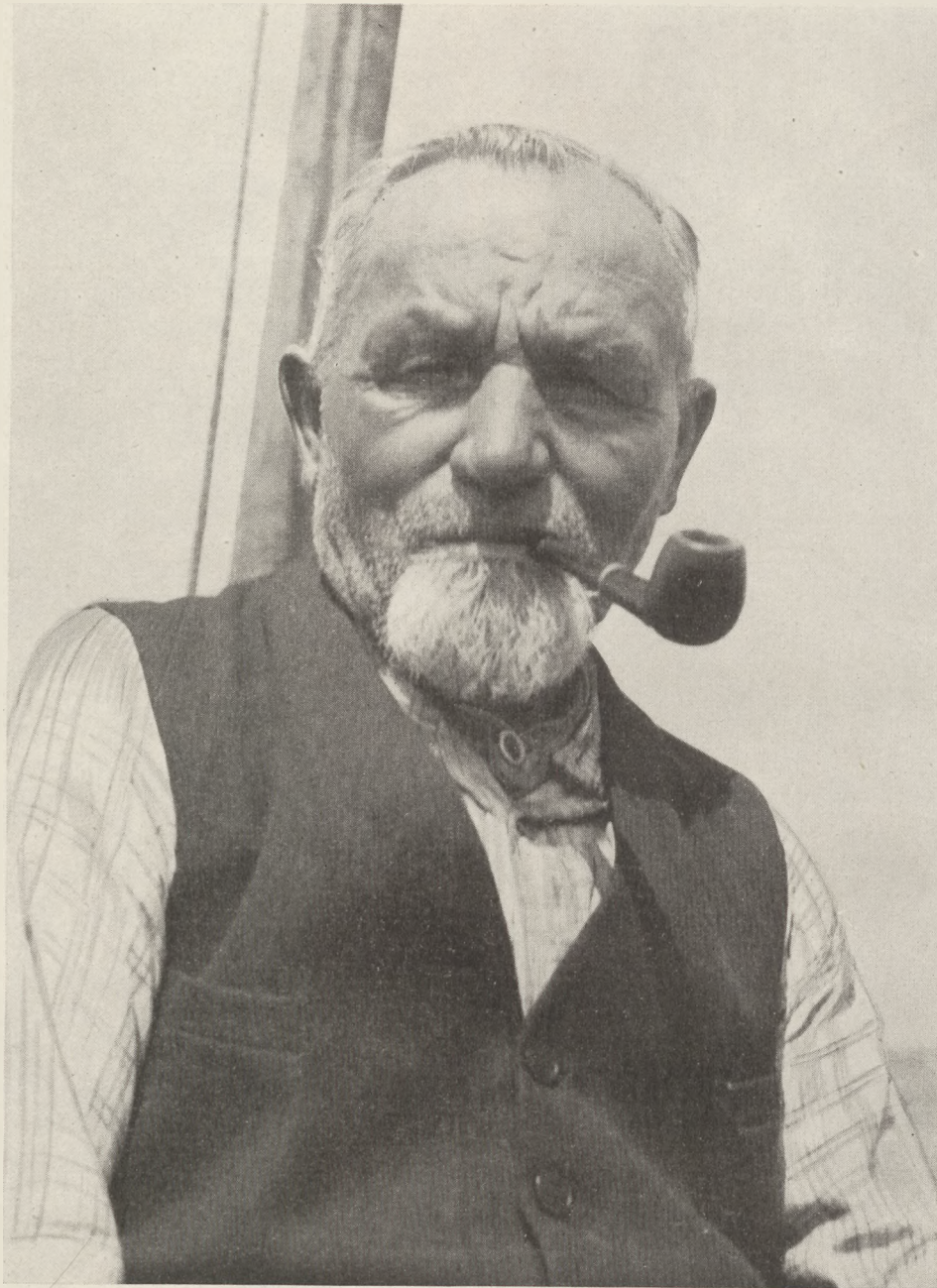
JOSEPH VON EICHENDORF

Dunkle Giebel, hohe Fenster,
Türme tief aus Nebeln sehn,
Bleiche Statuen wie Gespenster
Lautlos an den Türen stehn.

Träumerisch der Mond drauf scheint,
Dem die Stadt gar wohl gefällt,
Als läg zauberhaft versteinert
Drunten eine Märchenwelt.

Kingsher durch das tiefe Lauschen
Über alle Häuser weit,
Nur des Meeres fernes Rauschen,
Wunderbare Einsamkeit.

Und der Türmer wie vor Jahren
Singet ein uraltes Lied:
Wolle Gott den Schiffer wahren,
Der bei Nacht vorüberzieht.



Danziger Schiffer

Aufn.: Staatl. Werbestelle Danzig

seinen Erfindungen durch alle Welt gegangen.

Einen festen Stützpunkt erhielten die Naturwissenschaften schließlich durch die Begründung der heute noch bestehenden Naturforschenden Gesellschaft. Der Tatkraft des späteren Bürgermeister Daniel Gralath, auf den auch die Anpflanzung der großen Lindenallee von Danzig nach Langfuhr zurückgeht, gelang es im Jahre 1745 eine Vereinigung zur besonderen Pflege der Physik zusammenzubringen. Während sich die Professoren Kühn und Hanow mechanischen und meteorologischen Studien zuwandten, beschäftigte sich Gralath mit elektrischen

Versuchen. Er veröffentlichte nicht nur eine umfangreiche Geschichte der Elektrizität, sondern wirkte auch an der Entdeckung der sogenannten Leydener Flasche mit. Die Botanik, der früher Jakob Breynne (1637-1697) erfolgreich obgelegen hatte, und die Zoologie vertrat in der Gesellschaft ihr Mitbegründer, der Ratssekretär Klein (1685-1759), der vor der Stadt auch einen botanischen Garten unterhielt. Andere Mitglieder stellten chemische Untersuchungen an. Seit 1845 besitzt die Gesellschaft das altertümliche Haus am Frauentor, das ursprünglich als Lagerhaus gedient hatte.

Zu allen Zeiten haben die Wissenschaf-

ten in Danzig auch amtliche Förderung erhalten. Der Rat bemühte sich stets, bedeutende Gelehrte als Professoren, Geistliche, Ärzte oder höhere Verwaltungsbeamte heranzuziehen und sandte zahlreiche begabte Söhne der Stadt zu langjährigen Studien auf die deutschen und ausländischen Universitäten. Nicht anders empfingen auswärtige Forscher, die sich mit der Bitte um Unterstützung an ihn wandten, zumeist weitgehende Hilfe.

Besondere Beachtung fand die Ratsbücherei, die heutige Stadtbibliothek, die anfangs im Gebäude des Akademischen Gymnasiums im Franziskanerkloster untergebracht war. Ihr Kern geht auf die wertvolle Büchersammlung zurück, die der neapolitanische Edelmann Giovanni Bernardino Bonifacio als Dank für die ihm gewährte freundliche Aufnahme der Stadt im Jahre 1596 hinterlassen hatte. Die Bibliothek pflegt in neuerer Zeit hauptsächlich die Geisteswissenschaften, in erster Linie Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaften, Sprachwissenschaften und Philosophie, da für die Naturwissenschaften, Technik und Mathematik die Bücherei der Technischen Hochschule sorgt. Dagegen besitzt die Bibliothek reiche Bestände an hervorragenden Werken der Naturwissenschaften und Mathematik aus früheren Jahrhunderten.

Danzig hat stets als eine Hochburg deutscher Wissenschaft und Technik gegolten. Die 1904 begründete Technische Hochschule konnte an die Überlieferungen anknüpfen, die im Laufe der Jahrhunderte von dem Akademischen Gymnasium und der Naturforschenden Gesellschaft ausgegangen waren.

In allem, was der Danziger tat, blieb er gerne auf dem festen Boden der mütterlichen Erde stehen, er verlor sich nicht in weltfernen Träumereien und inhaltslose Stimmungen, erstrebte klaren Verstandes bestimmten Zielen nach.

Es erscheint unter diesem Gesichtspunkte wie eine seltsame Fügung, wenn die stärkste geistige Persönlichkeit, die Danzig je hervorgebracht hat, wenn Arthur Schopenhauer im Titel seines Hauptwerkes als die Grundkräfte des Weltganzen den Willen und die Vorstellung bezeichnet; das war eine Weltauffassung, die durchaus dem Danziger Geiste entsprach. Es ist der Geist der Rechnung und Berechnung, der alles sich gefügig macht; der auch die Mängel des Daseins in seine Überlegungen einbezieht, aber leztlich durch seine Zielstrebigkeit und Willenskraft überwindet. Es ist der Geist der Ordnung, der Danzigs Größe schuf und seine Zukunft verbürgt.

Chodowiecki entdeckt das deutsche Danzig

Der stattliche Reiter, der am 3. Juni 1775 Berlin verließ und sein Pferd auf die Straße nach Pommern lenkte, war auch außerhalb der Hauptstadt des preussischen Königreiches kein Unbekannter. Durch alle deutschen Lande und noch darüber hinaus waren seine in zahlreichen Büchern erschienenen Kupferstiche verbreitet. Gerade damals hatte Lessings „Minna von Barnhelm“ ihren beispiellosen Triumphzug über die deutschen Bühnen angetreten, und das vielbegehrte Textbuch des Stückes war mit Stichen von Daniel Chodowiecki geschmückt.

Kein anderer traf den Ausdruck des deutschen bürgerlichen Lebens jener Zeit in der bildlichen Darstellung besser als Daniel Chodowiecki in seinen Radierungen, Kupferstichen und Porträts. Die Verleger rissen sich um seine Bilder, und es gehörte einfach zum „guten Ton“, daß ein wertvolles Buch seinen Bildschmuck von dieses Künstlers Hand erhielt. Ein Gothaischer Hofkalender oder ein Berliner Genealogischer Kalender war ohne Stiche von Chodowiecki damals ganz undenkbar. Auch Goethe bezeichnete sich ausdrücklich als Verehrer der Kunst dieses Meisters.

Zehn Jahre waren seit der Beendigung des Siebenjährigen Krieges vergangen. Friedrich der Große vollbrachte sein großartiges Aufbauwerk - gerade unsere pommersche Heimat hat ja den Segen dieses Werkes so vielfach gespürt! Durch Pommern führte Chodowieckis Weg, und der Reisende hatte hier Gelegenheit, das Aufblühen dieser Provinz mit eigenen Augen zu sehen. Wie lobt er in seinem Tagebuch zum Beispiel das saubere und schöne äußere Bild der pommerschen Städte, etwa von Stargard, Köslin, Schlawe oder Stolp. Er merkt es ausdrücklich in seinen Aufzeichnungen an, wenn er hier und da einmal ärmlich aussehende Menschen antrifft oder unansehnliche und häßliche Bauten vorfindet. Man muß dabei aber bedenken, daß der Siebenjährige Krieg gerade in Ostpommern verheerend gewirkt hatte; waren doch die Russen mehrfach kreuz und quer durch Pommern bis nach Stettin hingezogen. Wenn man unter Berücksichtigung dieser Gedanken einmal Chodowieckis Reiseschilderung durchliest, dann kann man

auch an ihr - ohne daß darin eigentlich von diesen Dingen die Rede ist - wieder ermessen, welch eine gewaltige Leistung in dem Wiederaufbau des Landes und der Wiederbelebung des öffentlichen Wandels in jenen wenigen Jahren seit dem Friedensschluß von Hubertusburg vollbracht worden war.

Chodowieckis Reiseziel war Danzig, seine Vaterstadt, in der er am 16. Oktober 1726 geboren war. In jungen Jahren hatte er die Heimat einst verlassen; als berühmter Künstler kehrte er jetzt in sie zurück, um nach dreißigjähriger Trennung seine alte Mutter und seine Schwester in die Arme zu schließen.



Zwei Bauern aus Treptow a. d. Rega, die Chodowiecki am 7. Juni 1775 zwischen Körlin und Köslin traf



Chodowiecki läßt am 5. Juni sein Pferd in Pyritz beschlagen



Blick von der Langen Brücke

Aufn.: Staatl. Werbestelle Danzig

In mancher Beziehung ähnelte die politische Lage zu jener Zeit der unstrigen heute. Das „Korridorproblem“ allerdings hatte Friedrich der Große ein Jahr zuvor - 1772 - bereits gelöst: Westpreußen, Netzedistrikt und Ermland, diese uralten deutschen Landschaften, waren bei der ersten Teilung Polens wieder zu Preußen gekommen. Danzig war zwar noch davon ausgeschlossen, obwohl Friedrich es schon besetzt hatte; es wurde erst bei der zweiten Teilung (1793) preussisch. Die Stimmung in Danzig dürfte daher zur Zeit des Besuches unseres berühmten Kupferstechers der heutigen recht stark entsprochen haben, und daß der Alte Fritz den Anspruch auf Danzig nicht aufgab, war allen dort klar. „Man habe Nachricht, daß der König von Preußen durch Rußland und andere Mächte

veranlaßt worden sei, der Stadt Danzig ihren Hafen zu lassen und seine Truppen auf sechs Meilen hinter Danzig zurückzuziehen“, lautet eine Eintragung in Chodowiecki's Reisetagebuch.

Chodowiecki nahm offensichtlich - seine Tagebuchnotizen beweisen es - an den politischen Dingen keinen allzu großen Anteil. Der Künstler zählte väterlicherseits Polen zu seinen Vorfahren, an ihm selbst aber war nur der Name noch polnisch. Mütterlicherseits hatte er französisches Blut geerbt, und aus der „französischen Kolonie“ in Berlin hatte er sich seine Lebensgefährtin geholt. So kam es, daß er in der Hauptstadt in erster Linie Umgang mit den „Refugiés“ hatte, und auch seine Umgangssprache war insofern französisch, was ja im Berlin Friedrichs des Großen durchaus keine

Luftaufnahme der alten Hansestadt

Aufn.: B. Machtans



Merkwürdigkeit war. Seine Gesinnung wie seine ganze Lebenshaltung aber war gut preussisch - das bewies nicht zuletzt auch sein Verhalten bei einigen Gelegenheiten in Danzig während seines hier geschilderten Besuches.

Nach der Begrüßung seiner Angehörigen, nach den ersten Besuchen bei Verwandten und alten Freunden ging Daniel Chodowiecki recht eigentlich daran, seine Vaterstadt, an die er ja nur noch flüchtige Erinnerungen aus seiner Jugendzeit hatte, erst einmal wieder für sich zu entdecken. Sorgfältig hat er alle Bilder, Skulpturen und sonstige Kunstschätze, die er in öffentlichen Gebäuden und in den Wohnungen seiner Bekannten fand, in dem Tagebuch vermerkt. Er machte stil-kritische Bemerkungen über die Bauwerke und charakter-kritische Notizen über die Menschen, die ihm begegneten. Gerade der Umstand, daß er das Tagebuch keineswegs in der Absicht geschrieben hat, es später zu veröffentlichen, gibt seinen Aufzeichnungen eine Frische und Unbekümmertheit, die ungemein lebendig wirkt. Ein reiches Seelenleben, eine starke innere Bereitschaft, Eindrücke aufzunehmen und zu verarbeiten, und eine hohe Empfänglichkeit für alles Schöne spricht daraus.

Danzigs deutscher Charakter tritt auch in Chodowiecki's Tagebuch offen genug hervor. Trotz der langen und damals sogar noch andauernden Zugehörigkeit zu Polen bleibt auch nicht der geringste Zweifel daran bestehen, daß auch das Danzig des Jahres 1773 in seinem äußeren Bild wie in seinem inneren Leben rein deutsch war. Neben den Tagebuchaufzeichnungen ist dies auch aus den vielen Zeichnungen, die Chodowiecki von seiner Reise mitbrachte, zu erkennen. Wo der Künstler Polen oder Polnisches wiedergibt, betont er offensichtlich das Fremde in der Darstellung; bei weitem überwiegt aber im bildlichen Element seines Reisetagebuches das Deutsche. Die Polen bezeichnet er selbst gelegentlich als „unsauber und zerklümpert“ in ihrer Kleidung.

Seines Namens wegen wurde Chodowiecki natürlich in polnischen Kreisen für einen „Landsmann“ gehalten. Es gab dann recht böse Enttäuschungen, wenn der Künstler eindeutig zu verstehen gab, daß er kein Pole, sondern ein Preusse sei. So erging es zum Beispiel einem Zisterziensermönch aus dem Kloster zu Oliva bei Danzig, mit dem er ins Gespräch geriet. Auf die Frage, ob viele Brüder im Kloster seien, antwortete der betrubte Bruder, gegenwärtig seien es zu viele, da der König ihnen ihre

Revenüen so stark herabgesetzt habe. Im übrigen sei der König von Preußen aber ein braver Mann, denn er habe ihnen Soldaten geschickt, die aufpassen sollten, daß ihnen das, was er ihnen noch gelassen habe, nicht auch noch weggenommen würde. „Er hatte mich für einen Polen gehalten“, schreibt Chodowiecki, „und war erstaunt darüber, daß die Polen noch nach Danzig kämen, trotz des hohen Zolles, den sie dem König von Preußen zahlen mußten.“

Selbstverständlich gab es auch zu damaliger Zeit politische Witz. Chodowiecki erzählt einige wieder, die er in Danzig gehört hatte, ohne Kommentar und bestimmt ohne Zustimmung zu ihrer Tendenz. Sie sind recht bezeichnend, denn aus ihnen spricht die Furcht vor der preussischen Härte des Alten Fritz, die freilich in den neugewonnenen Gebieten mit dem polnischen Schlandrian rigoros Schluß machte und auch mit dem Egoismus des einzelnen aufräumte im Interesse der „Staatsraison“:

Ein Fremder trifft einen Bauern, der auf seinem Wagen sitzt und keinen Abercock an hat. „Warum habt Ihr denn nur eine Weste an?“ Antwort: „Weil ich von West-Preußen bin; der König von Preußen hat uns den Rock ausgezogen und nur die Weste hat er uns gelassen.“

Dem Sinne nach ähnlich, aber in der Tonart noch etwas gehässiger klingt folgender „Witz“:

Ein Fremder fragt in einem Ort im Gebiet der Weichselmündung einen der dort ansässigen Mennoniten, an was er eigentlich glaube. „Ich glaube, wir werden alle arme Leute werden“, lautet die Antwort. -

Zwei Monate währte Chodowieckis Aufenthalt in seiner Heimatstadt. Zahlreiche Danziger Bekannte porträtierte er, von allen „Honoratioren“ wurde er eingeladen, und viele erbat sich ihr Bild von des Künstlers Hand. Daneben hielt er viele Erlebnisse seines Aufenthaltes im Bilde fest, so daß wir in seinen Zeichnungen eine Quelle von unschätzbarem Wert für die Kulturgeschichte der deutschen Stadt Danzig im ausgehenden 18. Jahrhundert besitzen.

Vor seiner Abreise hatte Meister Chodowiecki übrigens noch Gelegenheit, die polnische Gehässigkeit in besonders ausgeprägter Weise kennenzulernen: Während eines Diners beim Fürstprimas hielt sich sein Nachbar, der wohl auch falsche Schlüsse aus seinem Namen gezogen hatte, mit abfälligen Bemerkungen über den König von Preußen auf. Als

unser Berliner Maler sich darauf von ihm abwandte und ihm durch sein Benehmen deutlich zu verstehen gab, daß ihm ein solches Gespräch nicht paßte, verstieg jener sich zu der Bemerkung, er wolle lieber ein Schwein, als

Staat, in dem ein derartiger „Zwang“ herrsche, könne es keine Genies geben. Chodowiecki nannte darauf in aller Ruhe eine große Anzahl bedeutender Männer aus Preußen (an denen ja auch gerade in jener Zeit wahrhaftig kein Mangel war)



Rathaus, St. Marien und Kranke Aufn.: Ruth Hallensleben

ein Untertan des preussischen Königs sein. Da sagte Chodowiecki so laut, daß alle Anwesenden es hören konnten: Er für sein Teil sei lieber ein Untertan des Königs, und die Eigenschaften eines Schweines überlasse er gern anderen. - Trotz dieser deutlichen Abfuhr versuchte aber der andere noch weiter zu hetzen und behauptete, in einem

und brachte dadurch seinen Gegner endlich zum Verstummen.

Diese kleine Episode zeigt klar genug, daß sich bei Daniel Chodowiecki hinter dem polnischen Namen ein Mann verbarg, dessen preussisches Herz auf dem rechten Fleck saß und der auch unter Fremden und feindlich Gesinnten tapfer für sein Land eintrat. Die polnische



Sprache war ihm übrigens fremd, wie folgende Tagebuchnotiz beweist: „Ich nahm in deutscher Sprache von ihr (der Frau eines Statosten) Abschied; sie antwortete mir auf polnisch, so daß keiner den anderen verstand.“

Außer der polnischen Frechheit durfte Chodowiecki auch noch die polnische Dummheit und Borniertheit kennenlernen. Aber ein Gespräch mit dem Grafen Podolski findet sich in dem Tagebuch folgende bezeichnende Bemerkung: „Wir sprachen viel über Moral und Politik, doch ist er über alles, was nicht sein Land betrifft, nicht besonders unterrichtet.“

Das ist auch heute bei den Polen noch nicht anders geworden. Allerdings genügt diese bescheidene geistige Erziehung für die Polen im allgemeinen auch, ja, wenn sie über alles, was ihr Land betrifft, unterrichtet sind, so will das schon sehr viel bedeuten. Denn nach ihrer Meinung ist ja fast die halbe Welt polnischer Boden...

Beischlage in der Danziger Frauengasse

Aufn.: Staatl. Weibestelle Danzig

Ulrike an Bord

VON HEINRICH ZERKAULEN

Wenn der Bug des Schiffes die endlos anrollenden Wellenberge in zwei Hälften schnitt, daß rechts und links weiße Gischt hochbäumte, stemmte Ulrike die Knie gegen das gute Holz der Brückenreling, um Stoß und Gegenstoß rechtzeitig aufzufangen, die Erschütterung auszugleichen, Siegerin zu sein - um Ulrike zu bleiben.

Die kleinen und großen Bordfreundschaften waren schon geschlossen worden, sie reichten von Steuerbord bis Backbord, vom Bug bis zum Heck. Darüber breitete sich die hohe Kuppel des Himmels und darunter sangen die Stimmen des Meeres.

„Der Wind kommt auf, Ulrike. Siehst du die Schaumkronen da draußen? Rakenzpößchen nannte sie mein Vater.“

Der Mann, der so sprach, war um wenige Jahre älter als das Mädchen Ulrike. Vor drei Tagen wußten sie noch

nichts von einander. Aber drei Tage können Erschütterungen auslösen, die vom Wasser bis in den Himmel greifen.

Ulrike war in diese Horde junger Männer hereingeraten und hatte unter Beweis zu stellen, daß sie Kamerad sein konnte. Sie schauten einen ohnehin recht kritisch an, die jungen Frechdächse, von ihren Zeitungen auf Fahrt geschickt, mit nicht viel mehr ausgerüstet, denn mit jener Sprungfächeren Bereitschaft zum Abenteuer, unter welcher Gestalt auch immer es sich ihnen nähern würde.

Nun, das Mädchen Ulrike fiel nicht unter den Sammelbegriff solchen Abenteurers. Das Mädchen Ulrike hatte die Augen offen zu halten, flink zu sein und zu arbeiten.

Weiter nichts? Nein - weiter nichts.

Ob auf Fahrt oder im Alltag, ob in der Redaktion oder sonstwo - Ulrike war

nicht vom Schicksal danach gefragt worden, ob es dem Fräulein beliebte, sich dieses oder jenes nach Wahl einzurichten. Als Älteste mußte sie nach dem Tode des Vaters für die Mutter und zwei jüngere Geschwister sorgen. Schließlich hatte sie nicht umsonst ihr Abitur gebaut und stand mit beiden Beinen in einer Gegenwart, die den ganzen Menschen beanspruchte, die forderte, daß man an das Morgen dachte, wenn das Heute noch nicht abgelaufen war. Mit einem Wort: Ulrike hatte lernen müssen - ob sie wollte oder nicht - ihre Knie auch gegen das gute Holz der inneren Brückenreling zu stemmen, immer um den Ausgleich von Erschütterungen bedacht, um Sieger zu sein, um Ulrike zu bleiben. -

Die Erschütterung, die jetzt neben ihr stand, hieß Robert Lautenschlag und hatte nichts mit dem Auftrag zu tun, um

deffentwillen Ulrike von ihrer Zeitung auf Fahrt geschickt worden war.

„Ich könnte ja Ihre Mutter sein, Robert - auch wenn ich fünf Jahre jünger bin“, sprach scheinbar ohne Zusammenhang das Mädchen.

Robert Lautenschlag schwieg. Er machte nicht einmal den Versuch zu lächeln. Er verstand Ulrike, ohne zu fragen. Nur, daß sie ihn Sie nannte, das schmerzte. Natürlich war alles ein harmloser Akt, den man nur mit einem so feinen Kameraden wie Ulrike glücklich zu Ende führen konnte. Robert hatte nämlich zu Beginn der Fahrt aus übermütiger Laune vor der ganzen Bande das fremde Mädchen geduzt und erklärt: „Ich heirate dich, Ulrike, und keine andere!“

„Darüber bin ich achtundzwanzig Jahre alt geworden, Robert, daß du es mir endlich gestehst“, hatte Ulrike geantwortet und damit die Lacher auf ihre Seite gebracht. So war es denn von den anderen ausgemacht für diese Fahrt: das Ehepaar Lautenschlag!

Gut, gut. Allenthalben versorgten sie sich, schlossen jene kleinen und großen Bordfreundschaften, die reichten von Steuerbord bis Backbord, vom Bug bis zum Heck, vom Morgen bis zum Abend.

Um das Mädchen Ulrike hatte sich bisher noch kein Mann gekümmert. Auch Robert Lautenschlag tat es ernsthaft nicht. Er machte Spaß, das war alles. Und es war eigentlich unverständlich, warum es ihn traf, daß Ulrike - durch Zufall mit ihm allein - auf einmal Sie sagte und nicht wie unter den Kameraden du.

Robert schaute Ulrike schweigend von der Seite an, sie merkte es nicht. Das Mädchen war nicht schön, nein, das konnte niemand sagen. Doch war ihr Gesicht nach jenen gerechten Massen geordnet, die bestandenen Kampf und Lohn des Sieges verrieten. Mochte der Kamerad Ulrike sein Mädchentum und seine Sehnsucht noch so tapfer verbergen, er blieb - neben dem Manne Robert stehend - dennoch eine Frau aus ihrer artbestimmten Welt mit anderen und empfindsamen Sinnen.

Robert hörte zu, wie Ulrike gleichsam zu sich selber sprach, wie sie begonnen bei der Zeitung mit Jubiläumsberichten und so, wie sie langsam und zäh sich durchgesehen habe, so daß sie heute ihren Beruf unendlich liebe, ja, daß sie sogar

eine Art Berufung, an eine Mission, glaube, die zu erfüllen das Schicksal ihr aufgetragen habe.

Mission, Berufung, große Worte waren es, die das Mädchen Ulrike sagte. Robert Lautenschlag hatte den Blick wieder der See zugewandt. Robert Lautenschlag erkannte plötzlich, mit welchen kleinen Worten er sich bisher begnügte. Zum Exempel war er bei der Zeitung noch nicht weiter gekommen als Ulrike, trotz seiner fünf Jahre Vorsprung, trotz seiner Studien, trotz des Dokorexamens und aller hochfliegenden Pläne und Versuche jener Tage.

In das Lied der weiten, weiten See hinein begann nun Robert Lautenschlag dem Mädchen von seinem Leben zu erzählen, von seiner BühnENZEIT - ach, was wollte er nicht alles einst geworden sein - von seinem ewigen Vagantentum und, um es beim rechten Namen zu nennen, von seiner grenzenlosen Faulheit.

„Ich habe mir eine Wohnung gemietet gegenüber dem Amtsgericht, Ulrike, da brauche ich abends nicht erst die Vorhänge zu schließen, denn auf dem Amt hören sie um fünf Uhr auf. Aber ein Boot besitze ich, mit dem bin ich bis hinauf nach Dänemark gefegelt.“

„Ohne Angst vor den Rakenpfötchen?“

„Ohne Angst, Ulrike. Mir tun sie nichts. Was hätten sie davon, nach mir zu schlagen. Wäre für sie nicht viel gewonnen.“

„So ein Faultier -“

„Wollen Sie einmal mit mir segeln, Ulrike?“

Es dauerte eine Weile, bis das Mädchen antwortete. Auch er hatte Sie gesagt. Durch Ulrike zog ein seltsamer Schmerz, den sie unbegreiflich fand, weil doch alles in Ordnung war: sie standen allein, ohne die Kameraden, da ließ er eben die Maske des harmlosen Späses wie einen lästigen Umhang fallen und sagte Sie, wie Ulrike.

„Oh - Robert, für so etwas habe ich keine Zeit. Wie denken Sie sich das? Ich könnte es mir nie leisten, vier Tage in der Woche zu faulenzeln, nach Dänemark zu segeln, in den Himmel zu gucken oder nach Rakenpfötchen Ausschau zu halten. Nach mir würden sie schlagen.“

Von diesem Gespräch ergab es sich, daß Ulrike und Robert gleichen Abends am runden Tisch in der Schiffsbar ungewohnt schweigsam blieben, bis es endlich den Freunden auffiel. Da war es

Ulrike, die zuerst die Sicherheit wieder fand und auf die Sticheleien der Kameraden schlagfertig zu antworten wußte: „Wir haben uns gezankt, Herrschaften. Ich habe Ehescheidung beantragt. Dieser da segelt ja nur, statt zu arbeiten. Soll ich etwa den Laden allein auf die Beine stellen, dieweilen mein hoher Gemahl die Woche zum Feiertag macht?“

Robert blickte auf und rebellierte: nein, für Scheidung sei er nicht, nur - wenn es nicht anders ginge - für Gütertrennung. Denn er seinerseits hätte kostbare Dinge mitzubringen, eine fast unberührte Schreibmaschine, einen Papierkorb und ein Segelboot. Das Segelboot sei prima.

Großartig. Die Freunde griffen ein. Sie stellten sich auf Roberts Seite und entschieden den Prozeß zu seinen Gunsten: das Ehepaar Lautenschlag habe beisammen zu bleiben.

Also geschah es. Die Fahrt ging weiter. Nur aus den Rakenpfötchen wurde unversehens das große, tiefe, singende, ringende Meer.

Als aber der letzte Tag an Bord gekommen war, als Telephon und Zeitung, Artikel und Durchgabe in bedrohliche Nähe rückten, waren Robert Lautenschlag und Ulrike die einzigen unter den Kameraden, die ihre Berichte gegenseitig prüften, die sich bei diesem und jenem halfen, verbesserten, verdichteten; und Ulrike fragte ohne Zusammenhang: „Robert - wo ist dein Segelboot?“

Sei es, daß Robert von der Arbeit besessen war, sei es, daß ihn unbekannte Gesichte bestürmten - er murmelte unverständliches Zeug vor sich hin. Er meinte, ein Rakenpfötchen habe zugeschlagen. Wovor der Vater ihn stets gewarnt habe, da sei er blind hineingefegelt. Jedenfalls habe er alle Hände voll zu tun, die Segel zu versehen. Allein schaffe er es nicht. Ob sie - ja ob sie nicht helfen wolle, damit der faule Kahn nicht zum Kentern komme.

Ulrike konnte die rechte Antwort nicht sogleich finden. Am Druck der Knie gegen das gute Holz ihrer inneren Brückengeling verspürte sie, wie groß die Erschütterung war, die über sie hinwegbrauste. Aber sie straffte sich, alles in sich zusammenraffend, und sprach mit einer hellen, gleichsam überhöhten Stimme: „Der Wind kommt auf, Robert. Wenn ich einsteigen soll, mußt du das Boot halten!“

Und dann erst lächelte das Mädchen Ulrike wehrlos glücklich.

„Es war nur gerecht, daß ein Land, das einen Kopernikus hervorgebracht hat, nicht länger in der Barbarei jeglicher Art versumpfte, in welche die Tyrannei der Gewalthaber es versetzt hatte.“

Friedrich der Große



Pommern — Land der Soldaten. Der Führer überzeugt sich gemeinsam mit seinem Gauleiter vom Aufbau der Wehrmacht

Franz Schwede-Coburg

GAULEITER UND OBERPRÄSIDENT VON
POMMERN

Fünf Jahre
nationalsozialistischer
Aufbauarbeit



Von jeher gilt die besondere Fürsorge unseres Gauleiters den Werkstätten, ihrer Arbeit und ihren persönlichen Verhältnissen



Der Gauleiter leitete zahlreiche wichtige Bauvorhaben ein und . . .



. . . tut selbst in vielen Fällen den ersten Spatenstich

Reichsinnenminister Frick zeigte bei seiner Besichtigungsreise im Mai d. J. besonderes Interesse für die Maßnahmen des Gauleiters zur Schaffung leistungsfähiger Landgemeinden

Der Gauleiter ein Freund der Kinder. Die hinderreiche Familie genießt seinen besonderen Schutz



Erkennungszeichen: Blauer Pullover

Fräulein Luise Giesecke las an einem schönen Sommertage in ihrer Zeitung die Notiz, daß es an der Zeit sei, an die Sammlung von Weihnachtsgaben für die Volksgenossen in Übersee zu denken. Im Laufe des kommenden Monats nähme die Versandstelle mit Dank derartige Spenden entgegen . . . Fräulein Luise griff der Gedanke an ihre Landsleute in entlegenen Urwaldwinkeln Brasiliens selbst ans Herz, zumal einer der ersten pommerischen Kolonisten nicht nur vor rund hundert Jahren in ihrem Heimatstädtchen geboren war, sondern sogar in verwandtschaftlichen Beziehungen zu ihr stand.

Luise hatte die erste und - nahezu auch die zweite - Jugend bereits überschritten. Sie war nicht eigentlich hübsch. Ein kritischer Betrachter hätte manches ausgesetzener gehabt.

In der Pfeifenkrautlaube ihres kleinen Gartens sah man das alleinstehende Fräulein damit beschäftigt, allerhand Nützliches und Schönes aus Wolle zu fertigen . . . für andere . . . in diesem Falle für die pommerischen Landsleute in Espirito Santo, oder wo immer es sein mochte . . . Mit sichtbarer Freude wählte Luise die schönsten Farben aus, während über das freundliche Gewirr der roten Dächer hinweg Schwalben über dem Garten kreuzten und gegen Abend der schwere süße Duft der Linden heranwogte . . .

Eine Spur vom Atem des Sommers war es, der sie mit seiner ganzen Schönheit anlächelte. Aber, Luise wollte nichts mehr davon wissen. Die Nadeln begannen von neuem zu klappern. Die bunten Knäule rollten über den Tisch.

Beim Verpacken der Gaben, konnte es sich Luise nicht versagen, einem besonders schönen blauen Pullover mit dunkelrosenrotem Rollkragen ein Zettelchen anzuhäften, daß die „pommerischen Beziehungen“ und die Bewandnis mit jenem Dorfahnen andeutete.

Monate gingen und kamen. Herbststürme. Winterschnee und weihnachtlicher Kerzenglanz waren einander gefolgt.

Eines Tages verirrte sich nach längerer Pause der Postbote in Fräulein Gieseckes Garten und setzte die altmodische Ruhglocke in Bewegung. Ein Brief . . . bedeckt mit energisch-klaaren Schriftzügen von unbekannter Hand und märchenhaft-fremden Marken. Ein Brief aus - Rio.

Ein Farmer namens Karl Wiepkenhagen, ein „lustiger Pommer“ aus der „Gripswolder Ecke“ bedankte sich „auch vieltausendmal für die schöne und nützliche Gabe einer feinfühligten Mädchenhand“, den blauen Pullover! Zudem schilderte er in knappen, eindrucksvollen Wendungen vom Leben der Ansiedler.

Die alten Lieder leben noch! Luise sah vor sich ein wettergebräuntes Gesicht. Helle, wasserblaue Augen. Ein kühnes Profil. Eine festgefügte männliche Gestalt. Luise fühlte mit einmal, daß es in ihrer Seele noch andere Wünsche gab, als Wächnerinnen zu pflegen, fremde Kinder zu beaufsichtigen und Pullover für Landsleute in Übersee zu stricken. Luise legte die Nadeln fort und - griff zur Feder. Ein Lächeln lag um ihren schmalen Mund.

Anfangs wollte die Feder nicht so geschmeidig über das Papier gleiten, wie Luise es wohl gemocht hätte, aber mit der Zeit wurde dieses ungewohnte Instrument immer gefügiger in ihrer Hand und plötzlich fühlte sie es bis in ihre Fingerspitzen zucken vor Schreibeseifer. Briefe flogen hin und her.

Der blaue Pullover mit dem dunkelroten Einrollkragen - und - die Mittelungen Luises übten eine magische Anziehungskraft auf Karl Wiepkenhagen aus. Luise ihrerseits empfand voller Beglückung so etwas wie „besorgte Liebe“ für ihren „Jungen“, den sie gewissermaßen der Vermittlung der Landsmannschaft der Pommer in Übersee verdankte und - dem blauen Pullover. Mit hin gegebenem Entzücken wurde der Briefwechsel fortgesetzt, wobei es Luise als besonderen Glücksumstand betrachtete, daß so viele phantastisch lange Seemeilen und Tagereisen zwischen ihrem „Jungen“ und ihr lagen, denn . . . ihm mochte beim Gedanken an sie kaum ein nahezu älteres Fräulein mit entsagungsvollen Zügen und etwas traurigen, wenn auch immer noch glänzenden grauen Augen vor-schweben . . .

Und - eines Morgens, wieder war es Sommer, hielt Luise einen Brief in starr verkrampten Händen. Immer wieder überflogen ihre Blicke den dünnen Bogen. „Der Junge“ hatte alle bislang so sorgsam gehüteten Liebesworte für Luise zu Papier gebracht . . . und mehr noch . . . er kündigte von Hamburg aus sein Ein-

treffen für morgen an. Er habe dringend etwas Wichtiges mit ihr zu besprechen. Ihre Freundschaft stände an einem Wendepunkt. So ginge es nicht mehr weiter mit ihm. „Erkennungszeichen: Blauer Pullover von zarter Hand!“

Vor Aufregung wurde Luise glühheiß und wieder eiskalt. Nie hätte sie geglaubt, daß sich in ihren gottverlassenen Erdenwinkel ein Strahl von Liebesglanz verirren würde. Wie sollte sie ihm, der ein junges Mädchen zu vermuten schien, begegnen? Nie konnte sie es wagen, ihm unter die Augen zu treten. Sie eilte zur Nachbarin und beichtete mit heiserer Stimme ihr großes Geheimnis. Sie möchte von deren Laube aus die Ankunft des „Jungen“ erwarten. „Und dann?“ - „Na ja . . . und dann? Das müssen wir sehen, Mudding Schultetus!“ - „Na, denn man tau! Allens steht bei di, min Deern!“ -

Der darauffolgende Tag dünkte Luise zauberhaft unwirklich. Sie hockte zusammengekauert in Mudding Schultetus Laube und spähte nach einem hochgewachsenen, behenden Burschen im blauen Pullover aus. Plötzlich fühlte sie den raschen Schlag ihres Herzens. In der Tat tauchte der blaue Pullover auf.

Er wurde getragen von einem breit-schultrigen Mann mittlerer Größe, der weit ausschritt und seine Blicke auf die Hausnummern richtete. In der Linken schwenkte er einen großen Strauß dunkelroter Rosen. Von widerstrebenden Gefühlen hin- und hergerissen, sah Luise den Mann schließlich vor ihrer Pforte stehen bleiben. Diesen Karl Wiepkenhagen, diesen Farmer, der kein „Junge“ mehr war und auch kein „bildschöner Filmheld“, sondern ein im Lebenskampf erprobter Mann mit verwittertem Gesicht und grau-blondem Haar. Luise zögerte einen Augenblick. Dann trat sie an den Gartenzaun. „Wen suchen Sie?“ - „Fräulein Luise Giesecke!“

Mit einem Blick der guten, blauen Augen erfaßte der Fremde Luises Anteil fest - und - besitzergreifend. Wie ein Blitzstrahl drang die Erkenntnis in ihn ein, daß nur sie die Gesuchte sein könne. Unter diesem Blick flog Luises Herz dem Manne zu. Hastig ergriff sie seine Hand und zog ihn ins Haus, während er einfach und schlicht sagte: „Min leiwe, leiwe Deern!“

Kleine Beiträge

Knut Hamsun, zu seinem 80. Geburtstag am 4. August 1939

„Es war in jener Zeit, als ich in Kristiania umherging und hungerte, in dieser seltsamen Stadt, die keiner verläßt, ehe er nicht von ihr gezeichnet ist . . .“ So beginnt Knut Hamsuns erster Roman, der „Hunger“. Ein seltsamer Roman eines seltsamen Menschen, den man mit solcher Anteilnahme liest, daß man den Hungernden in größter Körperlichkeit nicht vor sich, sondern neben sich, ganz dicht bei sich, fühlt. Nicht einmal ein schöner Roman, der erhebt oder begeistert, sondern ein Buch voller Not und Zweifel.

Er führt aber in die entscheidende Einstellung zu Knut Hamsuns Werk, und zwar zu oft merkwürdigen inneren Auseinandersetzungen mit ihm, die immer wieder in eine tiefe und, je älter man wird, immer tiefere Bewunderung bringt.

Was ist es, das gerade uns Norddeutsche so anfaßt aus seinen Büchern? Es ist alles ganz anders bei ihm, als bei uns, und ich möchte einmal sehen, wie man bei uns mit einem Schriftsteller umginge, der so schreibe, wie er.

Aber dann ist alles doch ganz genau so, wie bei uns, mit dem einen Unterschied, daß wir leider gar keinen Schriftsteller haben, der so schreiben kann wie er. Woran liegt das? Ich habe oft und lange darüber nachgedacht, woran es liegt, und kann es doch nicht deutlich sagen, sondern nur vermuten.

Eines ist klar: Schreibe einer bei uns so wie er, so wäre es nicht das selbe, sondern Krampf oder Nachahmung. Wir können nicht so schreiben, keiner kann bei uns auch nur ungefähr so schreiben. Er ist ein allerhöchst persönlicher und unnachahmlicher Dichter, weil er ganz seltsam eigen gewachsen ist. Als ob er größere und rundere Augen hätte, die nicht wie bei uns den bürgerlich-organisierten und üblichen Weg mit ihren Erkenntnissen zurücklegen müssen, sondern unmittelbar und ohne Verlust das Bild ins Herz und wieder aus dem Herzen durch den Arm auf das Papier schicken können. Eine ungeheure Unmittelbarkeit des Eindrucks und seiner Wiedergabe faßt uns so an, daß man Hamsun verzehrend liest und doch den Stoff entweder gar nicht mag oder sofort wieder vergißt. Aber den Menschen, der hinter diesen Worten steht, vergißt man nicht, sondern behält ihn mit einer sonst nicht gekannten Körperlichkeit und Lebendigkeit. Ich habe noch nicht das Glück gehabt, ihn kennenzulernen, vergesse trotz häufiger Lesens stets seine Bücher sofort, wenn ich sie zuklappe und weglege. Aber ich kenne ihn doch bis in die letzten Falten seines Menschenherzens. Und er muß besonders viele und große Falten und Fächer in diesem seinem Herzen, einem sehr reichen und dabei doch ganz einfältigen Herzen haben, denn sonst würde er nicht so mühelos und spielend tausend und aber tausend Dinge aus ihm hervorholen können, mit denen er seinen Büchern jenen so seltsamen und unbegreiflichen Reiz zu geben pflegt. Der gleichgültigste Vorgang, die vertrotteltste Gestalt in seinen Büchern gewinnen dadurch eine Leibhaftigkeit, die eben leider bei uns niemand - ich möchte sagen: mehr - kann.

Gewiß ist die ungebrochene Natur des Nordens ein sehr dankbares Arbeitsgebiet mit ihrer unermesslichen Gestalten- und Bilderfülle. Insbesondere war sie es wohl, ehe die allgemeine Mechanisation einer normenden Epoche einsetzte. Aber es gibt auch bei uns noch ungebrochene Natur und unermessliche Gestalten- und Bilderfülle, eigentlich durch unsere kontinentalen Spannungen eher vermehrt als vermindert. Unsere Probleme sind raffinierter und komplizierter. Also für eine Literatur üblicher Maßstäbe noch dankbarer.

Jedoch fehlt uns der Mann, der sie so abspiegeln und unaufhörlich, fast unmerklich höchst persönlich und dabei höchst kühl und sachlich, eigentlich ganz unbeabsichtigt ausdeuten kann, wie es Knut Hamsun tut. Wir haben keinen, der die allerkleinsten und kümmerlichsten Menschenchickale einer doch wohl meist verschlafenen Kleinbürgerlichkeit und Bäuerlichkeit so von großer Hand mit der Luft einer ganzen Menschenwelt erfüllt, wie Knut Hamsun.

Bei uns malt man sehr schöne, saftige, großangelegte Gemälde, aber er läßt aus seinem Armel lebendige Menschen springen und

geht dann weiter, ohne sich umzusehen. Was er geschaffen hat, trennt sich ganz von ihm und läuft dann weiter in ein eigenes, vom Verfasser durchaus losgelöstes Leben. Es geht nicht auf der Fläche oder auf einer Ebene zu, sondern es lebt sich bunt und blutvoll drauf los. Eine ganz hohe Kunst des Schreibens!

Ich möchte einmal sehen, wie es einem jungen Skribifax etwa in Stettin ginge, der um alles in der Welt, weil er sonst verhungerte, seine Handschriften irgendwo unterbringen muß, und sei es gegen ein paar Groschen. Vielleicht liegt in diesem Vergleich wenigstens ein Stück der Lösung: niemals würde es diesem jungen Verfasser, gleich ob er schlecht oder gut schreibe, so erbärmlich gehen, wie Hamsun im „Hunger“. Er käme gar nicht so in die Tiefe hinab - und könnte darum auch gar nicht so aus der Tiefe schreiben, wie Knut Hamsun. Die eigentliche und innere Anspannung würde längst schon vorher entspannt durch irgendeinen Zugriff oder eine Handreichung, und sei es der der Polizei, weil wir es gewöhnt sind, daß Ordnung herrscht. So darf, kurz gesagt, bei uns niemand hungern, und - darum kann bei uns niemand so schreiben!

Zwei persönliche Beispiele, die alles andere sein sollen, als etwa eine unbescheidene Annäherung!

Lange vor dem Kriege kamen mir als einem jungen Studenten die ersten Bücher von Hamsun in die Hand. Es waren wohl „Viktoria“ und „Pan“. Ich habe immer und immer wieder versucht, mit den doch schon damals so berühmten Büchern ins Reine zu kommen, aber es ist mir nicht gelungen. Drei Seiten, dann war es zu Ende. Das kam, wie ich später einzusehen hatte, davon, daß ich diese Bücher so las, wie andere Bücher. Ich verstand noch nicht, im Menschen zu lesen, sondern las bedrucktes Papier. Auf diese Art versteht man Knut Hamsun nicht. Man muß sich das Buch ganz wegdenken, man muß es fallen lassen, um an den Menschen heranzukommen, denn er ist ja gar kein Verfasser, sondern ein großer Mensch.

Ebenso liegt es mit dem „Hunger“. Nicht nur der, der den Hunger bei uns kennt, - und es gab Zeiten, in denen man hundsgemein hungern mußte, - sondern auch, wer den Hunger gar nicht kennt, aber preußisch aufgewachsen ist, wehrt sich gegen die doch eigentlich nach unseren Begriffen recht passive Behandlung des Hungers. Zum Donnerwetter, es muß nun doch endlich irgendetwas Aktives geschehen, und wenn man einen Laden austräumt oder einen Menschen erschlägt, um das Problem zu lösen. Oder aber, indem man zu einer, sagen wir soldatischen Lösung kommt, in der der Hunger eben durchaus gleichgültig, ja lächerlich zu sein hat, denn es kommt doch so gar nicht auf die Nahrungsaufnahme an. Es geht im Leben ja um viel wichtigere Dinge. Hamsun aber geht es um den tiefen und trostlosen Fall in den absoluten Hunger, den er mit einem selbstquälerischen und doch schmerzlichen Lächeln ohne preußische Schulung mit der letzten Geduld eines unzerstörbaren Herzens überwindet. Es liegt sehr menschlich nahe, vor dem Hunger dann auf ein Schiff zu fliehen.

Es sind, kurz gesagt, bei Hamsun die Pole der Menschlichkeit nach beiden Seiten und eigentlich in alle Dimensionen hinaus weiter auseinandergerückt, als bei uns. Das dann aus sich heraus auch äußern zu können, bedeutet für uns seine Größe. Große und heldische Bücher sind leichter zu schreiben, als vor den kleinen und nebensächlichen Allzumenschlichkeiten zu bekennen. Im ersten Fall wirft - man spürt es bei vielen Büchern unserer Zeit! - der schwächere Verfasser sein kleines Bündel bei einem Großen mit auf den Wagen und springt hinterher. Bei Hamsun aber leuchtet aus den kleinen Sandkörnern noch das große, seltsame und verwunderliche, oft sicher irrende und lächerliche, aber immer lebendige Menschenherz auf. Bei uns treten leider immer mehr Verfasser vor der drängenden Fülle zukünftiger Probleme die Flucht in die Vergangenheit an und schreiben historische Romane, indem sie der Gegenwart auszuweichen verstehen. Bei Hamsun aber ist alles von ewigem Leben erfüllt, jeder Satz, sonst wäre er nicht geschrieben, auch wenn er der nebensächlichste zu sein scheint: immer steht Knut Hamsun in ihm. Er ist eben kein norwegischer

Heimatschriftsteller oder ein europäischer Dichter, sondern nichts mehr und nichts weniger, als ein ganz großer und grundguter Mensch, der das Leben sehr gründlich und genau durchgemacht hat und nun aus ihm etwas Endgültiges zu sagen hat.

Wir in Pommern, nur durch Sund, Rattegatt und Skagerrak von ihm getrennt, - Wasser verbindet mehr, als es trennt! - kennen ihn. Wir haben an der Küste ähnliche, oft vielleicht härtere Menschen, in Wolgast oder Barth auch die entsprechenden Senatoren und Bankdirektoren, Großhändler und Kapitäne, auf dem Lande auch genug Leute von Absonderlichkeiten gehabt, die ein Buch lohnen. Aber wir haben leider keinen Menschen, der von ihnen so erzählen kann, wie sie waren. Unsere Spiegel sind nicht scharf und nicht rund genug. Unsere Hände sind zu schwach und zu bürgerlich gewesen. Wir haben uns an das eigentliche Leben nie so recht herangeiraubt, sondern sind um Gottes willen auf der braven Bahn geblieben. - Nun haben wir leider auch keinen Knut Hamsun unter uns gehabt.

Aber ich fürchte, daß auch der Norden keinen wieder mehr gebären wird. Man hat vielmehr nun auch Knut Hamsun, weil sich ein über seine Bücher in Verwirrung geratener Schlächtergeselle aufgehängt hat, in die Zange genommen, die von jeher und immer jene Menschen gern zerstören möchte, die Glück und Willen haben, nichts anderes, als Menschen zu sein. Offenbar soll das noch schwerer gemacht werden, als es schon ist. Sicher werden die Angriffe einen Knut Hamsun sehr kalt gelassen haben. Außerlich. Aber ich glaube, daß sie ihn innerlich doch sehr bedrückt haben, denn er wollte sicher mit allen seinen Büchern weiter nichts, als seinen Mitmenschen in das menschliche Leben helfen. Es ist überall bunt und wunderbar, weil es nicht von uns Menschen, sondern von Gott stammt.

Ulrich Sander.

Wider die Stadtsucht

Es ist kein böswilliges Übersehen der Problemstellungen anderer deutscher Gaue, wenn wir uns immer wieder mit pommerschen Aufgaben beschäftigen. Im Gegenteil: Wir sind dazu verpflichtet! Das Reich erwartet von uns z. B., daß wir mit allen Mitteln die landwirtschaftliche Produktion steigern. Denn die politische Freiheit der Nation hängt eng mit einer gesicherten Ernährung zusammen. Diese wiederum kann nur gewährleistet werden, wenn die Landwirtschaft über genügend Arbeitskräfte verfügt.

In normalen Zeiten hatte das bekanntlich schon seine Schwierigkeiten; hat doch in den letzten 60 Jahren die Zahl der Nahrungsmittel

erzeugenden Menschen um rund ein Fünftel abgenommen. Die Zahl der von ihnen zu ernährenden Städter hat sich dagegen mehr als verdoppelt. Wenn nicht die Erzeugungsfähigkeit der Landwirtschaft je Kopf der Beschäftigten und je Flächeneinheit um das Zweieinhalbfache gesteigert worden wäre, dann wäre die deutsche Selbstversorgung mit Lebensmitteln auf rund 30 % zurückgegangen. In den letzten fünf Jahren haben in Deutschland 700 000 bis 800 000 landwirtschaftliche Arbeitskräfte das Land verlassen.

Wenn aber, wie in diesem Jahre, bei steigendem Arbeiterbedarf in der Landesverteidigung und den ihr zugehörigen Wirtschaftszweigen, z. B. die polnischen Wanderarbeiter naturgemäß ausfallen, können wir nur unter Anspannung aller Kräfte Herr der Lage bleiben.

Wir wissen um die positive Grundeinstellung der nationalsozialistischen Staatsführung zum Bauerntum und wissen ferner, daß sie bei genauer Kenntnis des Problems das aus nicht zu vermeidenden Gründen gestörte wirtschaftliche Gleichgewicht zwischen Stadt und Land zu gegebener Zeit wieder herstellen wird. Das ist vor allem außenpolitisch bedingt, und aus dieser Erkenntnis wird das Landvolk im Interesse des ganzen deutschen Volkes trotz aller Schwierigkeiten durchhalten, um dem deutschen Boden das Außerste abzurufen. Das Landvolk ist davon überzeugt, daß es von der Staatsführung nicht nur nicht vergessen - sondern auch in seiner hervorragenden Bedeutung für das Ganze angesehen wird. Es ist stolz auf die entscheidende Aufgabe, die es beim Werk des Führers in ernährungs- und bevölkerungspolitischer Hinsicht zu erfüllen hat. Darum wird es Mann für Mann in vorderster Front für Deutschland stehen und jeden brandmarken, der etwa fahnenflüchtig wird.

Denn ohne Landarbeit hungert ein Volk, ohne Bauerntum stirbt es!

Wir sehen mit grausam klarer Erkenntnis, wie die geistige Seuche der „Stadtsucht“ zur Entvölkerung der Grenzräume führt und eine permanente Aufforderung an fremdes Volkstum zum Nachdrängen ist.

Der Mangel an bäuerlichen Arbeitskräften, der auf das Konto der Stadtsucht geht, führte bereits zu einer derartigen Arbeitsüberlastung der Landfrau, daß Zunahme der Fehlgeburten und Geburtenrückgang überhaupt ein alarmierendes Symptom der bevölkerungspolitischen Auszehrung geworden sind. Dem Lande fehlen allgemein in Deutschland heute schon 330 000 heiratsfähige Frauen im Alter



Alles hilft bei der Ernte
Aufn.: Getardi

von 17 bis 34 Jahren - das bedeutet einen Geburtenausfall von etwa einer Million.

Stadtsucht gefährdet also nicht nur die Ernährung des deutschen Volkes, sondern auch seine biologische Existenz. - Die Aktion zur Bekämpfung der Stadtsucht, zu der Reichsernährungsminister Darre auf der Leipziger Ausstellung aufgerufen hat, findet in der Arbeit der Hitler-Jugend eine sehr wirksame Unterstützung auf weite Sicht: in diesem Jahre stehen bereits 150 Landdienstheime der HJ. für 250 000 Jungen und Mädchen im Landdienst bereit. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf die April-Folge 1939 des „Vollwert“, das sich eingehend mit dem Landdienst der HJ. beschäftigt. Vorbildlich kann auch der Ernteinsatz der Hitler-Jugend, vor allem aber der Studenten, bezeichnet werden.

Im Zusammenhang mit der oben erwähnten katastrophalen Arbeitsüberlastung der Landfrau ist das Vorgehen der Reichsfrauenführung der NSDAP. zu begrüßen, die alle deutschen Frauen und Mädchen zur freiwilligen Erntehilfe aufgerufen hat, vor allem aber die berufs- und kinderlosen Frauen, die viel freie Zeit zur Verfügung haben.

Die deutsche Frau darf in dieser nationalen Daseinsfrage nicht abseits stehen. Sie kämpft nicht um frauenrechtlerische Theorien, sie setzt sich mit der Tat ein. Dabei kommt es nicht immer auf unmittelbaren Einsatz in der eigentlichen Feldarbeit an, in der die Landfrau der Stadtfrau doch aus Gewöhnung und Erfahrung überlegen sein wird. Im ländlichen Haushalt ist nämlich so ungeheuer viel zu tun, was bisher schon rein zeitlich infolge Arbeitsüberbürdung unterbleiben oder ganz am Rande getan werden mußte. Man denke nur an die rationelle Verwertung der anfallenden Erzeugnisse des Gartens durch Einmachen, wie überhaupt die Bedeutung der bäuerlichen Vorratswirtschaft nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Wie volkswirtschaftlich wichtig ist der Erfahrungsaustausch zwischen Landfrau und Stadtfrau. Die Städterin kennt oft neuere Hilfsmittel und Verfahren in der Wirtschaftsführung - während von der ländlichen Hausfrau mitunter alte und gut bewährte Hausrezepte zu erfahren sind. Vielfach ist allerdings die Ernährung auf dem Lande zu einseitig. Auch hier ist ein Feld für die Kochen-könnende- und taktvoll vorgehende Helferin aus der Stadt. Besonders aber auch dort, wo infolge Arbeitsüberlastung der Bauersfrau die Familie nur ungenügend betreut werden konnte. Ich denke da an das Versorgen der Kinder und an das Aufarbeiten von Wasch- und Flickkörben (siehe auch März-Heft des „Vollwert“ „Der weibliche Arbeitsdienst“).

Und wie wichtig ist aus sozialen und kulturellen Gründen die Begegnung und gegenseitige Befruchtung dörflicher und städtischer Lebensart, ganz abgesehen von all dem Schönen, das die dörfliche Welt dem Menschen erschließt, der sich ihr liebend naht.

Paul Eckhardt.

Volkskunde und Weltanschauung

Alle Dinge, die sich um den Begriff „Volk“ gruppieren, stehen gegenwärtig in hohem Kurs. Vor allem deshalb, weil die durch den Nationalsozialismus eigentlich erst „entdeckte“ Größe „Volk“ von den verschiedensten Mächten - besonders internationaler Prägung - umschwärmt und umworben wird. Viele, die sonst vom Volk nichts wissen wollten in ihrer „Feinheit“ und „Vornehmheit“, bemühen sich heute, volkstümlich zu sein, und „machen in Volksgemeinschaft“. Gewiß, für den Nationalsozialisten ist Volk der höchste Schöpfungswert, den wir kennen. Aber nicht immer ist es so gewesen.

In der Zeit des Niederganges wurde alles, was irgendwie mit „Volk“ zusammenhing, als anrüchig, minderwertig, unfein, ja, geradezu als dumm betrachtet. Wer eingebildet und noch dazu reich genug war, dem fiel es doch nicht im Schlafe ein, seine Kinder in die „Volksschule“ zu geben; denn sie hätten den „Geruch des Volkes“ in das Näschchen bekommen, wenn sie mit Arbeiterkindern zusammen, die im Sommer vielleicht in Holzpantoffeln oder gar barfuß gingen, die gleiche Schulbank drückten! Vielmehr zogen es die eingebildeten oberen Zehntausend vor, ihre Kinder in die vornehme „Privatschule“ zu schicken - oder aber es stand ihnen sogar ein „Privatlehrer“ zur Verfügung. Von der sogenannten „feinen Gesell-

schaft“ dachte niemand daran, das deutsche „Volkslied“ zu singen; das hätte ja so aussehen können, als ob er Berührung mit dem Volke hätte oder gar „aus dem Volke“ kam! Lieber jazzte und glückte man instinktvoll die internationalen Niggerlager und zweideutigen Gassenhauer mit, die in London und Paris ebenso wie in Newyork und San Franzisko gedudelt werden. „Volkssküche“, „Volksbücherei“, „Volksempfänger“, „Volkswagen“ u. a. hatten einen ähnlich schweren Stand und mußten sich erst in schwerem Anerkennungskampf gegen den Wust der Vorurteile durchsetzen. Volk war eben das Symbol des Minderwertigen und Dummen schlechthin.

Da nun aber durch die Idee des Führers sowie durch die überzeugende Schlagkraft seiner Bewegung das Volk - unser urewiges deutsches Volk - endlich zum Siege und damit zur öffentlichen Anerkennung geführt worden ist, will man sich natürlich auch nicht hinten sehen, will man gewissermaßen nicht als „unmodern“ gelten und überstürzt sich bisweilen in Anerkennungsformeln und Liebesbeteuerungen zum Volk. Wir aber wissen, daß nur der sein Volk von Herzen lieben kann, der in ihm lebt und es kennt, weil er selber lebendiges Glied desselben ist.

Kunde vom Volk geben, d. h. seine seelische Form- und Schöpferkraft erkennen, kann nur derjenige, der instinktiv mitten im völkischen Leben steht, d. h. der sich nicht nur äußerlich zur Weltanschauung Adolf Hitlers bekennt, sondern auch von ihr ergriffen ist und in und nach ihr lebt. So wacht die Bewegung darüber, daß die neue deutsche Volkskunde allein in ihrem Geiste betrieben und geschrieben wird. Wer hier im Trüben fischen will, muß als politischer Segner betrachtet und damit als Volksschädling behandelt werden.

Jede Volkskunde findet wie jede Weltanschauung ihren klarsten Ausdruck im bäuerlichen Leben eines Volkes, von dem aus auch die klarsten Erkenntnisse zu gewinnen sind. Es gilt hier, noch ein wesentliches Vorurteil zu beseitigen. Gewisse Leute erblicken nämlich immer noch im Bauerntum einen unwürdigen Zustand der Kulturlosigkeit und bedeutungsarmen Primitivität und erkennen nicht, daß gerade der Bauer eine urgewachsene, uns arteigene Kultur über die Jahrtausende hinweg mit seinem Blut gesegnet und bewahrt hat. Fene Wurzellosen sind der - allerdings falschen - Überzeugung, daß die Stadt die Aufgabe habe, die „breiten Massen auf dem platten Lande“ erst mit den Werten des menschlichen Fortschritts und der Kultur überhaupt zu beglücken.

Von dem glatten Gegenteil sind wir überzeugt. Das deutsche Bauerntum bildet nicht nur den Lebensquell unseres Volkes, sondern stellt darüber hinaus Grundlage und Angelpunkt neuer deutscher Lebensordnung, jungen deutschen Glaubens und germanischer Geisteshaltung dar. Allzumal stehen wir auf dem Urgrund völkischen Lebens und Wertens, den unsere bäuerlichen Ahnherren bereits vor Jahrtausenden bereitet und gelegt haben. Mit Naturnotwendigkeit ist unser Weg in das geistige Land der Zukunft vorgezeichnet.

Ohne Bewahrung unserer rassistisch bedingten Eigenart durch das deutsche Bauerntum wäre der Weg zu einer wahrhaft deutschen Weltanschauung ein sehr schwerer, wenn nicht gar unmöglicher gewesen. Ebenso ist eine Volkskunde undenkbar, die nicht ihren Ausgangspunkt beim Bauerntum mit seinen Sitten und Bräuchen, Festen und Feiern, Glaubensgütern und Zeichen nimmt. Beide - Weltanschauung und Volkskunde - sind, was Ursprung und Zerkraft betrifft, gebunden an das natürliche Leben und Erleben, Schauen und Formen des deutschen Bauerntums germanischen Blutes.

Mit dieser Erkenntnis wurden alle blutleeren Auffassungen der unseligen Vergangenheit überwunden. Jüdische und liberalistische Denkweise hat einmal alles Volksschöpferische bekämpft, verneint, ausgerottet. Volksbrauch und Volkssitte als „mittelalterlichen Spuk und Aberglauben“ verschrien. Das schöne Erbe der Brüder Grimm, eine deutsche Volkskunde, war in den letzten zwanzig Jahren ein Privatgötlein der liberalen Schule unter Führung des Bonner Professors Hans Naumann geworden. Wo man „Volkskunde“ überhaupt duldete, sollte sie eine Art Aschenputtelrolle als Mittlerin zwischen der Kulturgeschichte der Gesellschaft und einer liberalistischen Völkerkunde der nackten Wilden übernehmen. Man stellte also allen Ernstes Parallelen auf zwischen den Primitivkulturen der Farbigen einerseits und der deutschen Bauernkultur andererseits. Deutschen Arbeitern und Bauern wurde damit schlechthin Genie und Fähigkeit zur kulturellen Eigenschöpfung unter dem Heiligenschein

der sogenannten „wissenschaftlichen Objektivität“ abgesprochen. Wenn nun der Marxismus die so unterschiedenen zwei Schichten im Volk („primitives Volk“ und „gebildete Gesellschaft“) für seine klassenkämpferischen Ziele freudig aufnahm und begrüßte, so münzte die internationale Katholische Aktion das liberale Gegensatzpaar „Oberlicht = Unterlicht“ geschickt in das scheinbar religiöse Gespann „Übernatur = Natur“ um, in dem Sinne etwa, daß der „Volksleib“ (das ist das Volkstum) durch die „Gnade der Übernatur gereinigt, veredelt und geheiligt“ werden müsse. Überall versuchen fremde Ideologien einen Erziehungsanspruch getarnt zu erheben und eine geistige Fremdherrschaft über das deutsche Volk aufzurichten. Die deutsche Volkskunde auf der Grundlage einer volkstum- und rassegebundenen Weltanschauung hat den Abwehrkampf zu führen und die Argumente der Gegner in überzeugender Weise zu vernichten.

Die Kampfmethoden unserer weltanschaulichen Gegner sind über ein Jahrtausend alt und äußerst gefährlich. Die Bekämpfung und Vernichtung der arzeitigen Bräuche und Sitten der nichtjüdischen Völker ist die durch das Welt Herrschaftsstreben ein für allemal festgelegte entscheidende Hauptaufgabe der Kirchen. Der Altmeister der Beschlagnahme außerschristlichen Eigentums und Geistesgutes ist Gregor der Große (um 600). Er schreibt beispielsweise an Mellitus von Canterbury: „Saget dem Augustinus, zu welcher Überzeugung ich nach langer Betrachtung über die Bekehrung der Angelsachsen gekommen bin: daß man nämlich die Götzenkirchen bei jenem Volke nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder darin vernichten, die Gebäude mit Weihwasser besprengen, Altäre bauen und Reliquien hineinlegen soll. Denn sind jene Kirchen gut gebaut, so muß man sie

vom Götzendienst zur wahren Gottesverehrung umschaffen, damit das Volk, wenn es seine Kirchen nicht zerstört sieht, von Herzen seinen Irrtum ablege, den wahren Gott erkenne und um so lieber an der Stätte, wo es dies gewohnt war, sich versammle. Und weil die Leute bei ihrem Götzenopfer viele Ochsen zu schlachten pflegen, soll auch diese Sitte zu irgendeiner christlichen Feierlichkeit umgewandelt werden. Sie sollen sich also am Tage der Kirchweihe oder am Gedächtnistage der heiligen Märtyrer, deren Reliquien in ihren Kirchen niedergelegt werden, aus Baumzweigen Hütten um die ehemaligen Götzenkirchen machen, den Festtag durch religiöse Gastmähler feiern, nicht mehr dem Teufel Tiere opfern, sondern sie zum Lobe Gottes zur Speise schlachten, dadurch dem Geber aller Dinge für ihre Sättigung zu danken, damit sie, indem ihnen einige äußerliche Freuden bleiben, um so geeigneter zu den innerlichen Freuden werden. Den rohen Gemütern auf einmal alles abzuschneiden, ist ohne Zweifel unmöglich, und weil auch derjenige, der auf die höchste Stufe steigen will, Schritt für Schritt, nicht aber durch Sprünge in die Höhe kommt.“ Solche Art der Gleichhaltung ist der erste Schritt zur Ausrottung alles volklich Eigenen mit Stumpf und Stiel. Und wohl gemerkt: wir stellen heute allen Gegnern gegenüber klar und eindeutig fest: Es geht hier nicht um „Glaube“ oder „Unglaube“, nicht um „göttlich“ oder „teuflisch“, sondern vielmehr um „arteigen“ oder „artfremd“. Da kann sich auch jeder entscheiden! Diese Erkenntnis auf dem Gebiet der Volkskunde bedeutet für uns alle eine völkische Verpflichtung und ist zugleich ein unverrückbarer Maßstab in unseren weltanschaulichen Urteilen.

Werner Dittschlag.

Blick in den Norden

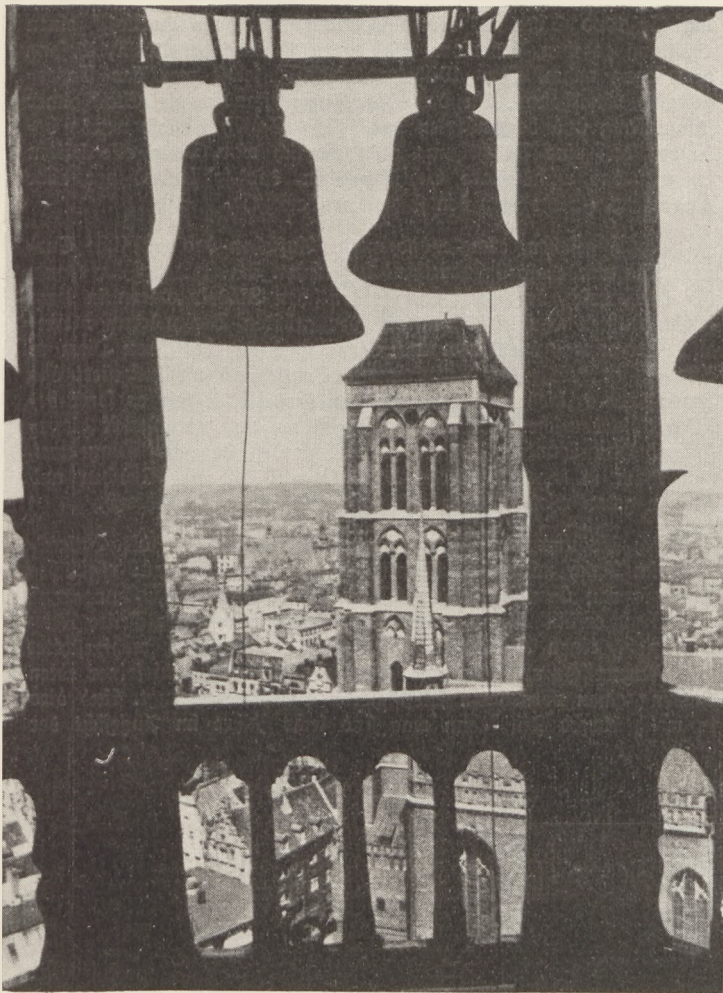
Weltpolitik von Schweden gesehen

Seit einiger Zeit bereitet England der schwedischen Presse einige Sorgen. Nicht als ob man an dem ernstlichen Willen der englischen Politik zweifeln wollte, den europäischen „Frieden gegen die aggressiven Achsenmächte“ zu schützen und erhalten, sondern man fragt sich, ob England dazu imstande sein wird, oder es bereits ist. Das Zustandekommen des türkischen Paktes wurde infolgedessen mit großer Genugtuung begrüßt. Nach der ununterbrochenen Erfolgsreihe der Diplomatie des Führers seit der Wiederbesetzung des Rheinlandes konnte man hier endlich wieder einen gelungenen Schachzug der britischen Diplomatie buchen. Dies sprach nicht nur für Stärkung des Ansehens der britischen Weltmacht im nahen Orient, sondern wurde auch für die Oseemächte persönlich als wohlwärtig empfunden. Denn nunmehr schien das Schwergewicht der Weltpolitik wieder ins Mittelmeer verlegt und die Ostsee der Gefahrenzone entrückt. Denn, so lautete die Beweisführung, solange die Dardanellen der englischen Flotte offenstehen, brauche es nicht die Ostsee, um seinem polnischen und rumänischen Schützling zu Hilfe zu kommen. Als dann die englisch-russischen Verhandlungen begannen, wurde man noch zuversichtlicher, da man den englisch-russischen Pakt auf Grund der englischen Propagandanachrichten schon unter Dach und Fach sah. Seitdem droht aber unter dem Eindruck der schleppenden Verhandlungen England auch vor den schwedischen Zeitungslesern „das Gesicht zu verlieren“. Es wäre indessen übereilt, zu weitgehende Schlüsse zu ziehen. Die englische Propaganda arbeitet mit Hochdruck, und die skandinavischen Staaten von der unwiderstehlichen Gewalt der neu aufgebauten Heeresmacht zu überzeugen. Englische Generale, Staatsmänner, Wirtschaftsführer, Delegationen und „private“ Lustreisende kommen denn alle Augenblicke hierher und wissen ganz Wunderbares über die englische Aufrüstung zu erzählen. „Svenska Dagbladet“ hat denn auch bereits die englische Armee zu „der besten der Welt“ erhoben. Allerdings hat natürlich auch dieses Organ aufrichtige Sorgen um die englische Weltmacht, doch einen seiner letzten Leitartikel über Danzig, nach dem die Aktien für Polen nicht günstig stehen - das Blatt weiß übrigens auch zu berichten, daß der „Korridor“ zu 90 Prozent polnisch ist! - schließt es mit dem Erleichterungsseufzer ab, daß im Herbst alles

anders geworden sein wird: denn dann sei die englische Aufrüstung endlich beendet.

Neben der Aufrüstung spielt in der schwedischen Presse auch England als „Beschützer von Humanität und Freiheit“ der kleinen Völker eine beachtliche Rolle. Dementsprechend werden die Ereignisse in Palästina und die Mißhandlung der Araber taktvoll übergangen. Um so peinlicher wirkt der weitere Verlauf der Verhandlungen mit Stalin, der sich nicht gut verschweigen ließ. Ursprünglich hatte man, wie gesagt, dem Abschluß des englisch-russischen Paktes mit größter Ungeduld entgegengesehen, davon erhoffte man sich nicht nur die endgültige Sicherung des polnischen Staates, der sich nunmehr hier der größten Sympathien erfreut, sondern auch eine ebenso endgültige Sicherung des europäischen Friedens. Die Opferung der baltischen Staaten auf dem Altar englisch-polnischen Übermuts sieht man dagegen mit etwas gemischten Gefühlen. Luftig ist die Beweisführung und Entschuldigung, die man für dieses Vorgehen findet, nämlich die, daß die Achsenmächte so viel „Gemeinheiten“ begangen hätten - wie die „rechtswidrige“ Wiederbesetzung des Rheinlandes, die „Niedertrampeln“ des Schuschnigg-Osterreichs, die Unschädlichmachung des Beneschstaates usw. - daß man den Westmächten solche kleinen Vergehen, wie die Überlassung des Sandschaks und die gewaltsame Beschützung der baltischen Staaten verzeihen müsse, denn dies geschehe im Dienste des Friedens!

Polen steht, wie gesagt, augenblicklich hoch im Kurs. Der schwedische Rundfunk bringt schöne Reportagen über die hohe Kultur der Polen. Nicht nur England, sondern auch die Polen haben eine heiße Liebe zu Schweden entdeckt; sie haben auch entdeckt, daß die Polen und Schweden so viel gemeinsam hätten und durch die Geschichte so innig verbunden seien. Tatsächlich waren nun die Beziehungen Schwedens zu Polen fast ausschließlich kriegerischer Natur. Von Polen aus hatte auch der Vatikan versucht, Schweden zu rekatholisieren, wogegen sich die Schweden leidenschaftlich wehrten: sie warfen den polnischen König schwedischer Abstammung, Sigismund, der katholisch geworden war, hinaus. Die polnische Einmischung in die inneren schwedischen Verhältnisse war bekanntlich der Anlaß, warum dann die schwedischen Könige zum Angriff übergingen und die Polen



Blick auf St. Marien vom Glockenturm des Rechtsstädt. Rathauses

Aufn.: Staatl. Werbestelle Danzig

auch aus dem Baltikum hinauswarfen. Zur Zeit der Septemberkrise schrieben maßgebliche Blätter, Hitler solle sich lieber um die 1½ Millionen gequälter Deutscher in Polen kümmern als um die Sudetendeutschen, die gar nicht unterdrückt seien. Damals war man hier sehr böse auf den polnischen Außenminister, denn man hatte erwartet, daß er den Beneschstaat retten würde. Nun aber ist Oberst Beck zu dem bedeutendsten Staatsmann und Diplomaten im Urteil so mancher großer Zeitungen aufgerückt und die Gewalttaten der Polen gegen die Deutschen werden zu deutschen Propagandanachrichten gestempelt, sofern man überhaupt von ihnen Notiz nimmt.

Das Bild wäre allerdings unvollständig, wenn man nicht die fekerischen Stimmen erwähnt, die sich vereinzelt zu Wort melden. So stellte „Östgöta Correspondenten“, ein namhaftes Provinzblatt, fest, daß die „Aufopferung der baltischen Staaten“ die „Moral der englischen Politik“ enthülle. Das Blatt verurteilt auch die englische Politik vom nationalen schwedischen Standpunkt, denn die Unabhängigkeit und Neutralität der baltischen Staaten seien ein Stabilisierungsfaktor für die Ostsee. Sie dient der schwedischen Sicherheit. Tatsächlich ging ja auch die schwedische Politik der Großmachtzeit immer auf Neutralisierung der baltischen Küste aus, sofern Schweden nicht selbst von ihr Besitz ergriff, was als das sicherste Bollwerk gegen den Osten betrachtet wurde. „Åftonbladet“, das unter seinem ganz englisch inspirierten Nachrichtenmaterial mitunter auch fekerische Ansichten vorträgt, kam in einer außenpolitischen Übersicht zu der Feststellung, daß England der Teil ist, der im Grunde genommen Hilfe und Spannung zwischen Deutschland und Polen zu erhalten sucht, denn wenn die Ostgrenze Deutschlands gesichert sei, dann seien die Westmächte auf jeden Fall zu schwach, um einem vereinten Angriff der Achsenmächte widerstehen zu können.

H. P.

Die Reichstagswahlen in Finnland

Die Reichstagswahlen in Finnland, an denen nur 65% der Wahlberechtigten teilnahmen, brachten der sozialdemokratischen Partei einen Zuwachs von drei Mandaten von 83 auf 86. Auch die Agrarier, die zweite Regierungspartei, gewannen drei Mandate, so daß sie jetzt über 56 verfügen, die dritte und kleinste Regierungspartei, die finnische Fortschrittspartei, konnte ebenfalls einen Mandatgewinn erlangen, nämlich von 7 auf 8. Die hochgespannten Erwartungen der Sozialdemokraten, die Erringung der alleinigen Mehrheit, erfüllten sich nicht, doch legt der Wahlausgang an den Tag, daß der linksliberale - der sozialdemokratisch-linksagrarische - Kurs in Finnland mit einer Mandatszahl von 150 gegen insgesamt 200 gut fundiert ist, und eher eine Weiterentwicklung nach links als nach rechts zu erwarten ist. Denn diese Gewinne gingen auf Kosten der sogenannten JKL, der „vaterländischen Bewegung“, die die Hälfte ihrer Stimmen einbüßte und jetzt nur mehr 7 von 14 Mandaten besitzt. Ein Teil dieser Mandate ging an die „finnische Rechte“ über, die ihre Mandate auf Kosten der JKL von 20 auf 23 erhöhen konnte. Bei der Beurteilung dieses Ergebnisses muß noch berücksichtigt werden, daß sich, wie man beobachten konnte, auch die „finnischen Konservativen“ liberalisiert haben und daß die Kommunisten, deren Partei bekanntlich verboten ist, sozialdemokratisch wählten.

Nicht minder bemerkenswert ist das Wahlverhalten der schwedischen Volksgruppe, die etwa über 10% der Bevölkerung Finnlands beträgt. Die schwedische Volksgruppe hatte früher 21 Mandate, aufgeteilt auf zwei Parteien, die „Schwedische Volkspartei“ und die „Schwedische Linke“. Letztere verfügt aber nur über ein Mandat. Dazu kommen noch die fünf sozialdemokratischen Mandate, die aber nicht getrennt im Reichstag auftreten, sondern innerhalb der finnischen Sozialdemokratie. Man hatte nun erwartet, daß die schwedischen Sozialdemokraten, der Entwicklung in den anderen skandinavischen Ländern folgend, auch hier zunehmen würden. Dies war aber nicht der Fall. Sie konnten gerade ihre fünf Mandate halten. Dagegen verlor die „Schwedische Linke“ ihr einziges Mandat. Infolge besonderer Wahlgeometrie verlor die „Schwedische Volkspartei“, die nunmehr als die alleinige Vertreterin des Schwedentums in Finnland betrachtet werden kann, trotz teilweisen Stimmenzuwachses ein Mandat. Dieser Stimmenzuwachs war besonders stark auf Åland, wo insgesamt 8000 Stimmen gegen früher 5000 abgegeben wurden. Die Åländer traten diesmal als eigene Wahlgruppe auf. Sie waren mit ihrem Abgeordneten unzufrieden, der den Mandatsplan der finnischen und schwedischen Regierung befürwortete. Die Konstituierung einer eigenen Wahlgruppe gestattete ihnen die Aufstellung eines eigenen, ihren speziellen Wünschen entsprechenden Kandidaten. Dies gelang auch ohne weiteres, da es auf Åland keine Sozialdemokraten und keine Finnen gibt. Die scharfe Kampfstellung der Åländer, die in der starken Wahlbeteiligung zum Ausdruck kommt, erklärt sich aus ihrem Widerstand gegen die finnischen Befestigungspläne ihrer Inselgruppe, durch die sie ihr Volkstum bedroht sehen. Dagegen wehren sie sich, und nicht gegen eine Befestigung und Wehrhaftigkeit an sich. Die übrigen Schweden Finnlands sind zum überwiegenden Teil zu der Ansicht gelangt, daß die Feindschaft gegen die schwedische Sprache und die schwedische Kultur bei den Finnen nicht auf eine Partei beschränkt, sondern allen Finnen eigen sei: in der Sache sind die Finnen alle einig, nach schwedischer Ansicht, nur über die Mittel zur Unterdrückung des Schwedentums herrsche Uneinigkeit. Hiervon sind die Sozialdemokraten nicht mehr ausgenommen, die ursprünglich in Spekulation auf die schwedischen Stimmen gemäßigt aufgetreten seien, nunmehr an der Macht, jedoch in dieselbe Kerbe schlagen wie die finnischen Rechtsparteien.

Der finnische Druck auf die schwedische Volksgruppe hat bei dieser ein stärkeres Besinnen auf das eigene Volkstum und Sorge um dessen Erhaltung geweckt, die zu einer gewissen politischen Konzentration auf Seiten der Finnlandsschweden führt. So ist für den Herbst die Einberufung eines „Schwedischen Volkstages“ nach Åbo geplant. Mit dem Erstarken des schwedischen Nationalgefühls ist andererseits mit einer Verfestigung des schwedisch-finnischen Gegensatzes innerhalb Finnlands zu rechnen. Das kann wieder nicht ohne Rückwirkung auf das Verhältnis zwischen Finnland und Reichsschweden bleiben, da nunmehr auch in Reichsschweden die Aufmerksamkeit für die schwedischen Volksgenossen in Finnland zu erwachen beginnt.

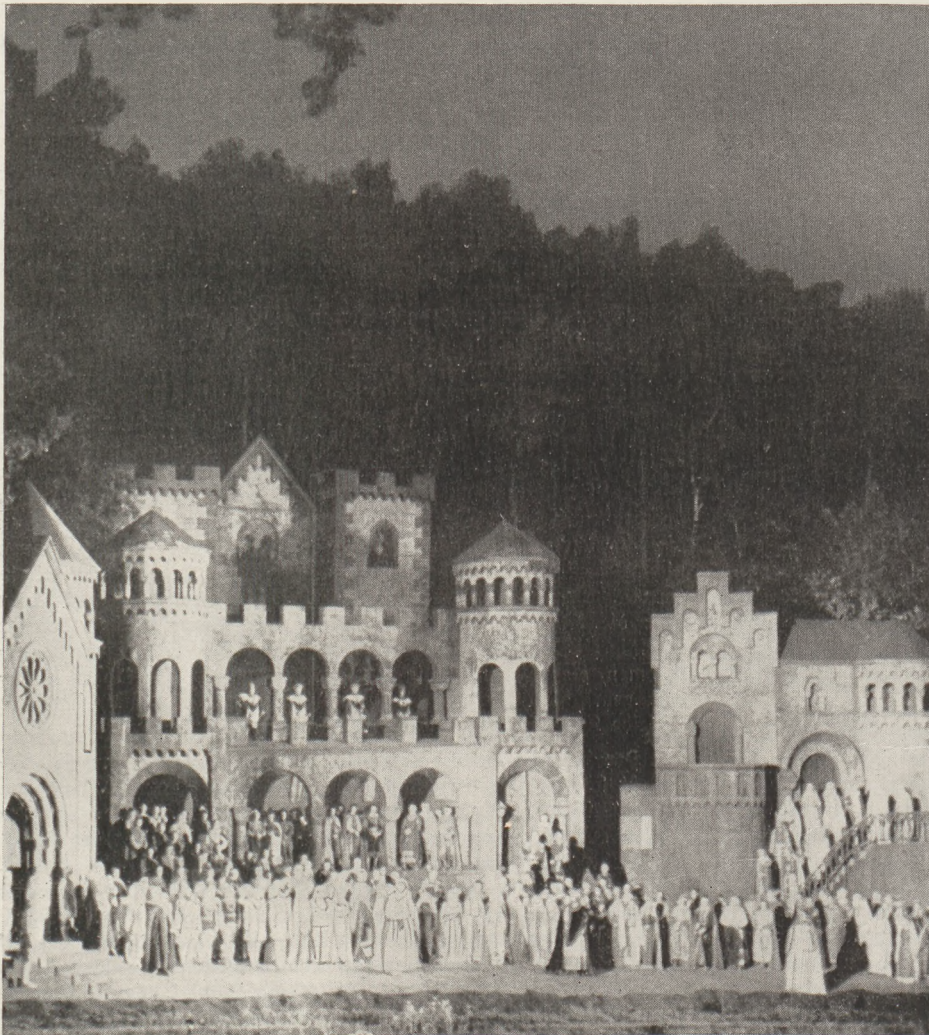
Der deutsche Einsatz auf der Stockholmer Ringade 1939

„Wir gingen mit großen Erwartungen zum Schauturnen der deutschen Truppe ins Stadion, doch was wir dort zu sehen bekamen, übertraf unsere hochgespanntesten Erwartungen“, schrieb eine Stockholmer Zeitung über den „denkwürdigen“ Abend, an dem unsere Turner und Turnerinnen vor 16 000 Zuschauern aus 36 Ländern ihr einzigartiges Können zeigten. Ja, als denkwürdig wurde die deutsche Turnvorführung bezeichnet. Das Stadion toste vor Jubel, bald wieder war es atemlos still angesichts der wunderbaren Leistungen: „es war wie ein Märchen, wie ein schöner Traum“, brach ein anderer Berichterstatter vor Begeisterung aus. Man darf ruhig sagen, daß die deutsche Turnerschar bereits nach ihrem Einzug im Stadion am Tage der Eröffnung - die Buchstabenfolge wollte es, daß sie zuerst einmarschierte - der Publikumsliebbling in Stockholm unter den ausländischen Truppen geworden war. Dann raufte man sich buchstäblich um die Eintrittskarten zu dem Schauturnen der Deutschen im Konzerthaus, und der Reichssportführer v. Tschammer und Osten, der schon immer bei den Schweden wegen seines gewinnenden, sportlich-vornehmen Wesens im besten Sinne vollstümlich war, wurde bestürmt, mit seiner 1000-Mann-Truppe doch länger zu bleiben. Es ging leider nicht, die Arbeitsmädchen und Urlauber mußten mit dem „Wilhelm Gustloff“ abfahren. Es sei gleich gesagt, daß unsere deutschen Mädels vom BDM und Arbeitsdienst einen gewaltigen Anteil an der „Eroberung“ Stockholms hatten. Ihre bewegliche Anmut, ihre ruhig-vornehme Haltung hat auf die zurückhaltenden Schweden einen tiefen Eindruck gemacht. So sprach man von den „strahlenden Ambassadoren von Tschammers, die sich ihrer Stockholmer Gäste mit einer aufrechten aristokratischen Haltung annahmen, die widerstandslös entwaffnete und bezauberte“. Der Reichssportführer hatte näm-

lich für 1000 Gäste auf dem Rdf.-Schiff „Wilhelm Gustloff“ einen Empfang gegeben, der einen strahlenden Verlauf bei Musik, Gesang und Tanz nahm. Der „Wilhelm Gustloff“ selbst war das Tagesgespräch Stockholms. In den Hafenspieren standen die Stockholmer stundenlang und bewunderten das schöne Schiff; lebhaft wurde bedauert, daß eine Besichtigung nicht möglich war. Denn alle hätten so gern das wunderbare Schiff gesehen, das so lockend vor aller Augen lag. (Siehe auch den folgenden Bericht.)

Fachlich gesehen, erregte das meiste Aufsehen das weibliche Turnen. Das wurde als bahnbrechend bezeichnet. Die Haltung, der Gang, der Laufmarsch, der Tanz unserer deutschen Mädels waren in ihrer selbstbewußten Anmut Gegenstand der größten Bewunderung: Heinrich Medau war der Name des Tages, und daneben Frau Diem in dem sich anschließenden Turnkongreß. Deutschland revolutioniert das Frauenturnen, hieß es in den Spalten der Blätter, die es sonst belieben, die deutsche Frau als zurückgeblieben und unterdrückt hinzustellen. Hier konnten sich nun die Schweden dagegen überzeugen, daß kaum in einem anderen Land so viel für die Mädchen und Frauen getan wird, wie im nationalsozialistischen Deutschland.

Auch für uns Deutsche, die nur vom Ausland her die Entwicklung im Reich mitmachen können, waren diese Tage ein wirkliches Erlebnis von überwältigender Fülle. Man wurde von Bewunderung und Stolz erfüllt über den neuen Menschentyp, den das Dritte Reich heranzieht, einen Menschentyp, der nicht nur äußerlich wohlgestaltet durch turnerische und sportliche Erziehung ist, sondern in seiner edlen Haltung einen vornehmen selbstsicheren Charakter bezeugt. Und dies in welcher kurzen Zeit, denn was sind sechs Jahre im Angesicht der Geschichte!



Waldoper Joppot: Lohengrin

Die gymnastisch stärksten Nationen auf dieser Turnschau der Nationen waren unzweifelhaft die deutsche und die Schwedische, hierbei mitgerechnet die 100 Köpfe oder 200 Beine starke Truppe von Finnland-Schwedinnen, die einzige Truppe, die Finnland entsandte. Das System der Finnland-Schwedin Björkstén hat übrigens maßgeblich das Schwedische Frauenturnen beeinflusst und entwickelt. Auch hier prachtvoll Haltung, stolz und doch gelöst; rhythmisch beschwingt zeigten sich die Schweden insbesondere auch bei dem Einmarsch zur Eröffnung. Nehmt alles nur in allem: es war eine Schau von Jugendschönheit und Jugendkraft, die bis ins hohe Alter sich durch Turnen erhält, wie unser 71jähriger Turner Freund, der älteste Turner der Lingiade, neben vielen anderen „ewigen Jünglingen“ bewies. Die Schweden verdienen außer für ihre bewährte Gastfreundschaft Lob und Dank für ihre klaglose Organisation. H. P.

Der „Wilhelm Gustloff“ in Stockholm

Am 19. Juli ging das RdS.-Schiff „Wilhelm Gustloff“ im Stockholmer Hafen vor Anker. Der „Wilhelm Gustloff“ brachte die 1100 deutschen Turner und Turnerinnen zur Lingiade unter Führung des Reichsportführers von Tschammer und Osten. Sie wurden gleich morgens vom Vorsitzenden des schwedischen Organisationsausschusses, Disponent Edgarrh, willkommen geheissen. - Nachmittag gab von Tschammer und Osten unter Beisein des Generalarbeitsführers Dr. Decker und einiger anderer Mitglieder der deutschen Abordnung einen Empfang für die Schwedische und deutsche Presse auf dem „Wilhelm Gustloff“. In seiner Ansprache gab der Reichsportführer einen kurzen Überblick über die Leibeserziehung des deutschen Menschen vom Kind bis zum Greis, besonders wies er hierbei auf den weiblichen Arbeitsdienst und die Leibeserziehung der Mädchen und Frauen hin. Er betonte auch die besonderen Beziehungen, die die deutsche und Schwedische Sportwelt miteinander verbinden, eine Verbindung, die von der aufrichtigsten Sympathie auf beiden Seiten geprägt sei. Abschließend gab er der Hoffnung Ausdruck, daß die kommenden Tage in der schönen Schwedischen Hauptstadt dazu dienen werden, den Geist der Kameradschaft zu beleben und neue Freundschaft zu schließen.

Daran schloß sich eine Besichtigung des Schiffes sowie eine Vorführung der Rindergruppe, die bei den Schwedischen Gästen viel Entzücken auslöste. - Unser Reichsportführer genießt, das konnte man bereits am ersten Tag bemerken, warme Sympathien und ehrliche Popularität in Schweden.

Der „Wilhelm Gustloff“ hat nicht wenig dazu beigetragen, das deutsche Ansehen zu stärken und von deutscher Schaffenskraft rühmendes Zeugnis abzulegen. Den ganzen Tag war der Hafen von Schaulustigen umfüllt, die das deutsche Schiff bewunderten. Und es konnte geschehen, daß die sonst so zurückhaltenden Schweden deutsche Gäste ansprachen, um mit ihnen über das schöne Schiff zu sprechen. P.

Aus der schwedischen Wissenschaft

In Statens Historiska Museum, Stockholm, wurde eine populärwissenschaftliche Vortragsreihe gehalten, die mit drei Vorträgen über Schwedische Wikingerfahrten begann. Als erster sprach Professor Birger Nerman über „Schwedische Ostseewikinger“, wobei er die bei Elbing, Ostpreußen, gemachten Wikingerfunde besprach. Die alte Stadt Truso war dort gelegen, wo man auch Spuren einer gotländischen Kolonie fand. Der nächste Vortrag war der von Professor Ture Arne, „Svenska vikingar grunda Rykland“), und der dritte von Dozent Holger Arman „Svenska västervikingar“), der die Fahrten der Schwedischen Wikinger nach dem Westen schildert. -

In der Religionswissenschaftlichen Gesellschaft, Stockholm, hielt Dozent Helge Ljungberg einen Vortrag über das Thema „Glaube und Kult in der nordischen Religion. Heutige Problemstellungen“. Von Ljungberg erschien im Herbst vorigen Jahres das bemerkenswerte Buch „Den nordiska religionen och kristendomen. Studier över det nordiska religionslivet under vikingatiden.“ (Die nordische Religion und das Christentum. Studien über den nordischen Religionswechsel in der Wikingerzeit.)

In der Kunsthistorischen Gesellschaft an der Stockholmer Hochschule gab Professor Anders Bugge, Oslo, einen Überblick über die Entwicklung der norwegischen Holzarchitektur von den vorgeschichtlichen Wikingerschiffen bis auf die jüngste Zeit. Professor Roosval sprach über deutsche Forschungen in der Schwedischen Kunstgeschichte des 13. und 14. Jahrhunderts.

Kurz berichtet

In Lettland gibt es gegenwärtig 93 969 Juden, die erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingewandert sind. 1841 wohnten in Riga nur 517 Juden, heute 40 000. Ein lettisches Blatt berichtet dazu, daß der Schwedische König Gustav II. Adolf die Einwanderung von Juden nach Lettland verbot, die dort nicht toleriert werden sollten. - Die Schwedischen Könige waren immer sehr wählerisch in der Zulassung ausländischer Einwanderung und gestatteten nur den wertvollsten Elementen, sich in Schwedischem Hoheitsgebiet niederzulassen.

Im Juli fand in Göteborg eine Ausstellung nordländischer Kunst statt, an der neben Schweden, Norwegen, Dänemark, Island und Finnland teilnahmen. Zweck der Ausstellung war die Förderung der nordländischen kulturellen Zusammenarbeit. Eine letzte derartige Ausstellung fand vor acht Jahren statt. - In Stockholm findet bis zum

*) Schwedische Wikinger gründen Rusland.

**) Schwedische Wikinger im Westen.

F. HESSEN LÄND / GRAPHISCHER GROSSBETRIEB

FERNRUUF 30340

STETTINER

QUALITÄTSDRUCKE

FERNRUUF 36620

F. HESSEN LÄND / GRAPHISCHER GROSSBETRIEB

10. September in der Königl. Kunstakademie eine Ausstellung moderner schwedischer Kunst statt. Sie soll den fremden Besuchern ein Bild von der zeitgenössischen Kunst Schwedens geben.

Das Nordische Museum, Stockholm, hat seine lappische Abteilung zu einem Zentralmuseum der Lappenkultur erweitert. Zum Vorstand wurde der Lappenforscher Intendant Ernst Manker ernannt. Das Arbeitsgebiet des lappländischen Museums erstreckt sich über sämtliche Lappengebiete, nicht nur über die Schwedens. Die nächste Aufgabe wird die Bestandsaufnahme der noch vorhandenen Gegenstände der lappischen Volkskultur sein, die im raschen Untergang begriffen ist. Heute dringen von überall her fremde Waren und Kultureinflüsse ein, so daß es höchste Zeit ist, wenn man noch Material der alten Lappenkultur, wie Kleider, Hausrat, Arbeitsgeräte usw., für das Museum retten will. Das Nordische Museum gibt nunmehr auch eine Schriftenreihe „Acta Lapponica“ heraus.

Vor der Wikingerburg Trälleborg auf Seeland bei Slagelse, Dänemark, haben die neuaufgenommenen Grabungen ein ganzes Gräberfeld aufgedeckt, in dem sich Skelette von einer Körperlänge bis 195 Zentimeter und einer Schulterbreite von 45 Zentimeter fanden. Sie liegen teils in Gemeinschaftsgräbern, teils in Einzelgräbern. In einigen Gräbern wurden auch Knochen von Frauen und Kindern gefunden. - Das Wesen der Wikingerburg ist noch nicht

eindeutig geklärt. Vor der Hand vermutet man, daß Trälleborg ein Militärlager war, das offenbar nur von Männern bewohnt war. Das Merkwürdige ist, daß es nirgends eine ähnliche Burganlage gibt wie die von Trälleborg. Auffallend ist das Fehlen einer besonderen Wohnung für einen König oder Anführer. Erstaunlich ist in den Augen der Archäologen die Exaktheit der Vermessungen, die bei der Anlage beobachtet wurde. Es scheinen 2000 Menschen dort gewohnt zu haben. Die Ausgrabung dieser Burg hat 150 000 Kronen gekostet.

In Barum, in der Nähe von Kristiansstad, Skåne, Südschweden, wurde ein in archäologischer Hinsicht sensationeller Fund gemacht. Es handelt sich um ein Grab aus der Steinzeit. Ob ältere oder jüngere Steinzeit, darüber sind sich die Gelehrten noch nicht einig. In dem Grab saß ein Mannskelett, das nur 150 Zentimeter lang war und sehr schwächlich gebaut erschien. Die Untersuchung des Skelettes ergab ein ungefähres Alter von 40 Jahren des Steinzeitmenschen. Der Schädel deutet auf eine recht primitive Rasse hin. Daß das Grab so gut durch mehrere Jahrtausende erhalten wurde, ist darauf zurückzuführen, daß es in Kalkboden eingebettet lag. Die geringsten Knochenteile sind erhalten. Es dürfte das älteste Grab sein, das Schwedens Archäologie bisher nachweisen konnte. - In derselben Gegend hatte man kurz vorher ein Brandgrab mit einem Steinzeitinventar aufgedeckt, das ebenfalls einzig in seiner Art in Schweden ist.

Kulturleben in Pommern

Wilhelm Titel, ein wenig bekannter pommerscher Maler

Im November 1934, anlässlich seines 150. Geburtstages, war zum erstenmal eine größere Anzahl seiner Werke in Greifswald im Haus der Heimat zu einer Gedächtnisausstellung vereinigt. Wohl waren die 32 Professorenbilder im Konzilsaal der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald einem kleinen Kreis bekannt; aber von seinem weiteren Schaffen wußte man wenig.

Auf der Suche nach Werken von Philipp Otto Runge stieß Dr. Heise im Auftrage der Hamburger Kunsthalle unter Lichtwark auf unbekanntes unsignierte Bilder von auffallender Qualität und veranlaßte die Erwerbung einiger dieser Werke für die Hamburger Kunsthalle. Die Schwierigkeiten, diesem unbekanntem pommerschen Maler nachzugehen, wuchs, da sämtliche Werke sich in Privatbesitz, mit Ausnahme der oben genannten Professorenbilder, befanden, und alle Bilder nur als Signatur das Entstehungsjahr trugen. 1930 hatte der Greifswalder Museumsverein und die Gesellschaft für Kunst und Literatur im Rahmen der Ausstellung „Greifswalder Maler von 1770-1870“ schon einige Werke von W. Titel gesammelt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Aber erst die Gedächtnisausstellung 1934 war eine rechte Würdigung des Zeitgenossen eines C. D. Friedrich und Ph. O. Runge.

10 Jahre später als der große Landschaftler der Romantik wurde W. Titel 1784 in Boltshagen, einem kleinen Kirchdorf in der Nähe von Greifswald, als Sohn eines Pastors geboren. Schon frühzeitig traten in dem Knaben die künstlerischen Neigungen hervor. Der Vater, der anfänglich dem Herzenswunsch seines Sohnes, Maler zu werden, widerstrebend gegenüberstand, wurde schließlich durch Fürsprache des akademischen Zeichenmeisters Quistorp von dem Talent seines Sohnes überzeugt. Mit 17 Jahren ging er nach Dresden, und ein Jahr später siedelte er nach Wien über. Hier bei dem Bildnismaler Fügler und dem Franzosen R. Th. Berthou sind wohl die entscheidenden Einflüsse für Titels Porträtkunst zu suchen. Am 1806 finden wir W. Titel in Italien, eng befreundet mit dem Landschaftsmaler Gaedert. Nach dem Tod seines Meisters und Freundes war Titel gezwungen, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Aus dieser Zeit stammen eine große Anzahl von Kopien, Landschaften und Bildnisaufträgen, die zum großen Teil wohl in Italien und England in Privatbesitz zu suchen sind. Nach achtzehnjähriger reicher Tätigkeit kehrte Titel 1819 in die Heimat zurück und ließ sich zu-

nächst in Stralsund nieder. 1826 wurde er dann an Stelle seines alten Lehrers Quistorp Universitätszeichenlehrer, und nach Abschluß der Reihe seiner Bildnisse Greifswalder Professoren verlieh ihm der Minister den Professorentitel. In den letzten Lebensjahren hinderte ihn häufige Krankheit an der Ausübung seines Berufes, am 24. März 1862 ist er gestorben.

Die befondere Begabung des Malers liegt zweifellos auf dem Gebiet des Porträts. Immer gelingt es ihm, über das photographisch Richtige hinaus das Besondere eines Menschen lebendig zu deuten. In ihrer liebenswürdigen Gebundenheit an das Darzustellende kennzeichnet sie in seinen besten Werken das Wesen der Biedermeierkunst. Das Bildnis seiner Tochter Karoline, 1842 gemalt, verdient es in die Veröffentlichung „Kinderbildnisse der deutschen und niederländischen Malerei“ als ebenbürtig etwa zu den Hülsenbeck'schen Kindern aufgenommen zu werden.

Immer wieder nach Experimenten breiten malerischen Vortrags (Bildnis des Malers von Bergen) kommt W. Titel zu einer klaren Umrißzeichnung zurück. Die Strenge der Auffassung, die Titel in seiner Jugend bei seinem Lehrer Berthou aufgenommen und weiterentwickelt hat, ist das Dominierende in seinem Lebenswerk. Besonders eindringlich zeigt sich die erste Einstellung des Malers zur Welt und zur Kunst in seinem Selbstbildnis. (Selbstbildnis W. Titels um 1850, Kreidezeichnung, 39:31 cm. Besitzer: R. Möller, Dargelin.) Wir finden es veröffentlicht von Prof. Dr. Schmitt am Anfang seines Buches „Wilhelm Titels Bildnisse Greifswalder Professoren“, in dem der Verfasser zum ersten Male auf die kunstgeschichtliche Bedeutung Titels in größerem Zusammenhang eingeht. Es zeigt sich in ihm eine starke innere Verwandtschaft zu den Selbstbildnissen seiner großen Landsleute C. D. Friedrich und Ph. O. Runge. Nicht zu Unrecht ist lange Zeit ein männliches Porträt Titels für ein Werk Runges gehalten worden.

Einzelne Werke Titels befinden sich in öffentlichen Galerien: Kupferstichkabinett Dresden, Hamburger Kunsthalle, Stadtmuseum Stettin, Haus der Heimat Greifswald, Universität und Bibliothek Greifswald; eine größere Zahl ist aus Privatbesitz bekannt, eine noch größere Zahl seiner Arbeiten aus den Wanderjahren ist vollkommen verschollen, ebenso eine Reihe von Bildnissen, wahrscheinlich im Besitz des vorpommerschen Landadels, wie aus hinterlassenen Aufzeichnungen des Künstlers hervorgeht. Bei letzteren Werken besteht die Möglichkeit, sie nach und nach ausfindig zu machen mit Unterstützung

der Besitzer. Das Haus der Heimat in Greifswald nimmt Hinweise dieser Art gern entgegen.

Der wenig bekannte Titel verdient, insbesondere in seiner Heimat Pommern, eine weitere Würdigung und Anerkennung in weitesten Volkskreisen. Wir können stolz sein, daß um die Jahrhundertwende vom 18. und 19. Jahrhundert so hervorragende Maler in unserer Heimat am Werke waren. Daß Titel der wenig bekannte Künstler geblieben ist, bezeichnet nur seine wahre Zugehörigkeit zur pommerischen Art, still bescheiden diene er der Kunst.

Hansjürgen Kreutzfeldt.

Utech-Ausstellung in Kolberg

Das Werk des pommerschen Bildhauers Joachim Utech aus Belgard ist im Reich schon auf vielen Ausstellungen gezeigt worden. Es ist auch außerhalb der Reichsgrenzen gewürdigt worden: Auf dem Biennale 1936 in Venedig war Utech einer der vier deutschen Plastiker, deren Werke dort ausgestellt wurden; Mussolini erwarb damals seine Granitplastik „Alter Hirte“ für das National-Museum in Rom. Jetzt aber wird zum ersten Male Utechs Werk in seiner Gesamtheit in einer Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, die hoffentlich in weitestem Maße die Gelegenheit wahrnehmen wird, dieses Werk kennenzulernen. Den Anlaß zu der Ausstellung gab der 50. Geburtstag des Künstlers, der in dieses Jahr fällt; ihren Platz fand die Ausstellung in den Räumen des Städtischen Museums in Kolberg.

Härtestes und sprödestes Material bezwungen und in edelste Form gebracht zu haben: Das ist das Werk des Künstlers Joachim Utech, wie es hier zu sehen ist und wie es wohl längst noch nicht seinen Abschluß gefunden hat. Vielleicht ist noch nicht einmal der Höhepunkt erreicht, obwohl der Betrachter geneigt ist, ihn in diesem oder jenem Stück der Ausstellung zu erblicken. Vorhanden ist aber bereits die Vollkommenheit, die meisterhafte Beherrschung des Materials und die Sicherheit des Formwillens. Der hier am Werk war, ist ein Meister in seinem Fach. Wir sind stolz darauf, daß es ein Pommer ist.

In dem künstlerisch ausgestatteten Katalog, den das Kolberger Museum zu der Ausstellung herausgebracht hat, erzählt Joachim Utech selbst seine Lebensgeschichte. Er berichtet von seinem Schicksalsweg als Künstler, der ihn schließlich zu dem Werkstoff führte, an dem er seine Meisterschaft in der höchsten Form erproben konnte: dem Granit. „Mein Schaffen in Granit wurde mein größtes Glück“, so schreibt Utech selbst. Aber auch als Holzplastiker zeigt sich Utech als Künstler von starkem und eigenwilligem Formgefühl, ebenso wie er als Gestalter von Medaillen und als Bauplastiker Hervorragendes leistet.

Der Ausdruck seiner Kunst ist typisch norddeutsch: herb, streng, ruhig. Das menschliche Antlitz ist es, das Utech immer wieder zur Gestaltung reizt. Er versucht, in dem so verschiedenartigen Ausdruck des Gesichts den allgemeingültigen Ausdruck des Edlen und Schönen festzuhalten. Das ist ihm in den wesentlichsten Stücken seines Werks gelungen, am stärksten vielleicht in der Plastik „Junge Familie“, die Vater, Mutter und Kind vereint zeigt. Wenn man diese in Stein gehauene Schönheit betrachtet, dann fühlt man wohl einen Hauch des Ewigen um das Werk wehen. Oder Steinbildwerke wie der „Pommersche Grenadier“, „Friederizianischer Soldat“, „Windsbraut“, „Erlkönig“, - um nur einige wenige zu nennen, - das alles sind Werke, die über das Heute und Morgen hinaus gültig und daher Übergänge zum Begriff des Ewigen sind.

Utechs künstlerisches Schaffen liegt begründet in seinem blutsmäßigen Erbe. Auch in seinen Ahnen floß Künstlerblut, am stärksten wohl in seinem Urgroßvater, dem Belgarder Stadtmaurermeister Bogislav Utech, dessen Schaffen in der Ausstellung ebenfalls gewürdigt wird. Dessen Sohn, der auch Stadtbaumeister in Belgard war, nahm bereits den „Kampf mit dem Granit“ auf, der nun von dem Enkel siegreich bestanden wird.

Dr. E. Klaaß.

Theater-Spielzeit 1939/40 in Stettin

Am 3. September wird in Stettin die neue Theater-Spielzeit mit Wagners „Lohengrin“ eröffnet werden. Als Eröffnungsvorstellung der Operette ist „Giuditta“ von Franz Lehár geplant, während das Schauspiel sich erstmals mit Lessings „Emilia Galotti“

vorstellen wird. Diese Vorstellung wird Dr. Adolf Rott, Regisseur am Burgtheater in Wien, als Gast inszenieren. Als weiterer Gastregisseur wird Dr. Rolf Roenneke (Berlin) in Stettin tätig sein. Seine Inszenierung der „Maria Stuart“ von Schiller wird noch besonders dadurch gewinnen, daß die bekannte Schauspielerin Hilde Weiskner, eine gebürtige Stettinerin, die Titelrolle geben wird. Auch Heinrich George ist wieder für Gastspiele in seiner Vaterstadt gewonnen worden; nachdem wir ihn in der vergangenen Spielzeit bereits als Falstaff in Heinrich IV., 1. Teil, bewundern konnten, wird er uns diesmal den Falstaff des 2. Teiles vorspielen, und außerdem hat er noch die Titelrolle in Calderons „Richter von Zalamea“ übernommen.

Aber auch unsere einheimischen Kräfte, - zu vielen hier schon bekannten und bewährten treten mehrere neu verpflichtete Darsteller, - werden uns unter der Führung des Intendanten Dr. Storz eine Reihe von ausgewählten Kunstgenüssen vermitteln. Das Stettiner Stadttheater, das ja längst den Rahmen einer sogenannten „Provinzbühne“ gesprengt hat, wird sich, das können wir zuversichtlich hoffen, auch in der kommenden Spielzeit leistungsmäßig auf dem Platz behaupten, den es in angestrengter Arbeit errungen hat.

Aus dem Spielplan sei, neben den schon genannten Stücken, noch folgendes mitgeteilt: Im Schauspiel sind mehrere Aufführungen junger deutscher Dramatiker geplant, womit unsere Bühne in besonderem Maße eine Gegenwartsaufgabe erfüllt. So werden Gerhard Schumann mit seiner „Entscheidung“, Eberhard Wolfgang Möller mit „Der Sturz des Ministers“, Friedrich Bethge mit der „Rebellion um Preußen“ zu Wort kommen. Nach Thilo von Throthas



Ein Vorlaubenhaus

Aufn.: Hege

„Engelbrecht“, den wir in der vergangenen Spielzeit sahen, werden wir diesmal die „Prinzessin Plumpudding“ des frühverstorbenen Dichters erleben. Als besondere Aufgabe hat sich unsere Bühne die Inszenierung von Goethes „Faust“, 1. Teil, gesetzt.

Aus dem Opern-Spielplan sind neben Wagners „Lohengrin“ in erster Linie zu nennen: Mozart, „Die Entführung aus dem Serail“, Beethoven, „Fidelio“, Richard Strauß, „Friedenstag“ und „Daphne“, d'Albert, „Tiefeland“, Boieldieu, „Die weiße Dame“ und die Italiener Verdi, Puccini und Rossini mit „Othello“, „Gianni Schicchi“ und „Barbier von Sevilla“. Auf dem Gebiet der Operette sieht der Spielplan Werke von Lehar, Johann Strauß, Suppe, Rünneke, Stolz, Dostal u. a. vor.

Kolberger Theater, 60 Jahre städtisch

Das Kolberger Theater, das vor mehr als 70 Jahren einst von Kolberger Bürgern als „Aktien-Theater“ gegründet wurde, kann in diesem Jahr insofern ein Jubiläum feiern, als es sich jetzt genau 60 Jahre in der Hand der Stadtverwaltung befindet. Ein wechselvolles Geschick war diesem Theater im Laufe von sieben Jahrzehnten beschieden, und Zeiten guter künstlerischer Leistungen folgten auf Jahre des Abstiegs. Gute und schlechte Wanderbühnen kamen und gingen; für eine ständige Bühne standen der Stadt die Mittel nicht zur Verfügung, so daß eben nur während der sommerlichen Badesaison ein Gastspielbetrieb im Theater herrschte. Erst mit dem Jahr 1935 ist das anders geworden. Seit diesem Jahr ist unter der Leitung des Intendanten Max Kaiser mit dem Aufbau einer ständigen Bühne begonnen worden, die nun als gesichert gelten kann. Auch leistungsmäßig ist dieser Aufbau nunmehr soweit gediehen, daß der um die Hebung des Theaterwesens sehr verdiente Oberbürgermeister Dr. Wegener mit Recht im Programmheft des Theaters u. a. folgende Sätze schreiben kann:

„Das Stadttheater Kolberg hat in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen. Trotz der finanziellen Schwierigkeiten der Stadt ist es dank der unermüdlichen Arbeit und Hingabe aller beteiligten Stellen für das Theater nicht nur gelungen, das Theater aufrecht zu erhalten, auch seine Leistungen steigerten sich von Jahr zu Jahr. Es ist der unerschütterliche Wille der Stadtverwaltung, soweit das in ihren Kräften liegt, diesen Weg weiter zu gehen und das Theater den Kurgästen und den Kolberger Bürgern als eine Stätte der Kunst zu erhalten.“ -

Als einzige ständige Bühne im Regierungsbezirk Köslin hat das Kolberger Theater eine Bedeutung und Verpflichtung, die ganz erheblich über die Stadtgrenzen hinausreicht. Daneben hat es während der Sommermonate als ausgesprochenes „Kurtheater“ noch besondere Aufgaben zu erfüllen, in denen die leichte Muse zu ihrem Recht kommt. Neben dem alten Theaterbau in den Kuranlagen, - der übrigens in absehbarer Zeit durch einen Neubau ersetzt wird, - steht noch die Freilichtbühne mit ihren 2000 Zuschauerplätzen zur Verfügung.

Wer Gelegenheit hatte, die Eröffnungsoperette des Sommerplans, „Himmelblaue Träume“ von Georg Burkhard (mit der Musik von Robert Stolz) auf der Kolberger Bühne zu sehen, der konnte tatsächlich nur des Lobes voll über die Güte dieser Aufführung sein. Was da an künstlerischer und auch an rein technischer Leistung geboten wurde, war einfach verblüffend. Mit äußerster Feinheit und Raffinesse wurde alles aus dem Stück herausgeholt, was für die Bühne, die ja auf eine Revue-Ausstattung großer Bühnen verzichten muß, überhaupt im Rahmen des Möglichen lag. Das aber war sehr viel, und die Gesamtleistung war so harmonisch und abgerundet, daß das Ganze ein voller musischer Genuss war. Es sei abschließend mit Dank notiert: Die Regie führte Intendant Max Kaiser, die musikalische Leitung hatte Walther Ettl; unter den Mitwirkenden ragten besonders Ido Krams und Liefelotte Schuler, Sedi Steins und Fritz Melchior hervor; sehr hübsch und tadellos exakt waren die Tänze.

Dr. E. Klaak.

Große Pläne der „Pommerschen Landesbühne“

Die „Pommersche Landesbühne“, die nun auf vier Spielzeiten mit immer gesteigertem Erfolg zurückblickt, geht mit ganz großen Plänen an die neue Spielzeit 1939/40 heran. Vier Spielgruppen an Stelle der bisherigen einen Gruppe wird Intendant

Paul Böttcher künftig auf die Theaterreise schicken, und die Zahl der Darsteller wird sich dadurch von 12 auf 33 erhöhen. Es werden Vorstellungen der Landesbühne an insgesamt 283 Orten stattfinden, das heißt also, daß auch zahlreiche kleinere Orte, die bisher nicht bespielt wurden, jetzt in den Genuß von hochwertigen Theateraufführungen kommen werden. Die „Pommersche Landesbühne“ wird somit zu einem der bedeutendsten Kulturfaktoren im Gau Pommern, und auf Grund ihrer bisherigen Leistungen ist diese Entwicklung nicht nur verdient, sondern im Interesse der Förderung des kulturellen Lebens ganz allgemein wärmstens zu begrüßen.

Auf dem Spielplan für 1939/40 stehen folgende Stücke: Hansen und Holter: „Bären“; Stefan Donath: „Weltkonferenz“; Heinrich Zerkowen: „Brommy“; Karl Zuchardt: „Die Prinzipalita“; Josef Weiß: „Die rote Kommission“; Dietrich Loder: „Die Eule aus Athen“; Max Halbe: „Der Strom“; Kurt Bortfeldt: „Trockenkursus“. - Insgesamt sind 845 Abend- und 302 Nachmittagsvorstellungen vorgesehen; erster Aufführungstag ist der 12. September.

Aus dem bisherigen Ensemble wurden wieder verpflichtet: Annelise Diegelmann, Karl Göckler, Elfriede Hammer, Willy Jänsch, Anneliese Kamieth, Wilhelm Koch, Günther Martin und Trudel Schleicherhardt. Neu dazu kommen: Walter Gräbenitz und Ferdinand Heufelder (in der Spielzeit 1937/38 Mitglieder der Pommerschen Landesbühne), Elli Fehrmann (bisher Westfälisches Landestheater), Otto Fehrmann (bisher Westfälisches Landestheater), Sonja Burgis (bisher Stadttheater Ramenz), Elfriede Huhle (bisher Stadttheater Jauer), Heino Kurz (bisher Stadttheater Greifswald), Roland Richter (bisher Stadttheater Freiberg i. S.), Herbert Roehmelt, Günther Schüler (bisher Landesbühne Osthannover), Felga von Storch (bisher Staatstheater Schwerin), Eva Wehlert (bisher Staatstheater Oldenburg) und Heinz Wuttke (bisher Landesbühne Halle-Merseburg). Weitere Verpflichtungen stehen noch aus.

Kunstgewerbliches Schaffen in Schneidemühl

Schneidemühl, die Hauptstadt an der Grenze! Der mutige Einsatz ihrer Bürger und einzelner tatkräftiger Persönlichkeiten auf der unvergeßlichen Kundgebung am 3. Juni 1919 auf dem Marktplatz hat dazu beigetragen, daß die Stadt dem Deutschland erhalten geblieben ist. Ein weniger mutiges Auftreten hätte leicht dazu führen können, Schneidemühl zu einer bedeutungslosen polnischen Landstadt herabsinken zu lassen. Und so zäh und ausdauernd wie damals vor 20 Jahren die ganze Bevölkerung um ihre Deutscherhaltung gerungen hat, genau so zäh und tatkräftig haben innerhalb der Stadtmauern einzelne Künstler um ihre Existenz und die Anerkennung ihrer Werke gekämpft.

Einfach und einfach sind die Werkstätten dieser Künstler, und jede trägt den Stempel des dort Schaffenden. Hier entstehen Kunstwerke, die weit hinaus ins Deutsche Reich wandern und an würdigen Stellen zur Geltung kommen. Weder die Not und Entfaltung der vergangenen Zeit noch der nach dem Kriege einsetzende Massenvertrieb von maschinell hergestellten „Kunstwerken“ konnten unseren Schneidemühler Künstlern den Glauben an ihr Werk rauben. Größere Aufträge und bessere Verdienstmöglichkeiten sind der Lohn für den Kampf um die Selbstbehauptung. Darüber hinaus wird die Schaffensfreude dadurch gehoben, daß der Nationalsozialismus der wirklichen Kunst die Wege zur Entfaltung ebnet und dem künstlerisch Schaffenden Gelegenheit gibt, am kulturellen Aufbau im allgemeinen mitzuarbeiten.

Da wirkt in unserer Grenzstadt Gerhard Friedigkeit, der der markanteste Vertreter der Schneidemühler Holzbildhauer ist. Daneben sind aber auch seine Berufskameraden Klatt und Korth Meister dieses Faches. Als Steinbildhauer sind besonders Czeshowski, Lawrenz und Jeschke hervorzuheben. Der Holzbildhauerei verwandt ist die Drechslerei. Von ihr glaubte man lange Zeit, daß sie im „Aussterben“ begriffen sei. Aber auch diesem Handwerk hat der Nationalsozialismus im Zuge der allgemeinen Wirtschaftsbelebung neue Möglichkeiten zur Entwicklung gegeben. Davon kann uns der Inhaber der einzigen Schneidemühler Drechslereiwerkstatt, Günther J i n g e l, überzeugen. Er arbeitet seit 1924 in diesem Beruf und ist seit 1931 selbständig. Mehrarmige Tischleuchter, Schalen, Lampenständer, Gefäße, Schmuckketten und aus einem

Stück gearbeitete Schmuckkästen beweisen durch ihre Formenschönheit und reizende Farbwirkung, daß sie mit meisterlichem Geschick hergestellt sind. Drechslerarbeiten werden zwar heute auch noch in anderen Städten der pommerischen Grenzmark hergestellt, aber unser Schneidemühlener Günther Zingel ist der einzige, der neben dem Holz auch andere Werkstoffe wie Bernstein, Elfenbein, Horn und die mannigfachen Kunstharzarten verarbeitet. Neben Werken der Bildhauer und Kunstdrechsler zeugen andere künstlerisch ausgeführte Arbeiten wie die aus Bronze getriebene Turmuhr der Moltkeschule, die schmiedeeisernen Treppengitter und Heizgitterverkleidungen vor und in dieser Schule, das Hoheitszeichen an der neuerbauten Kaserne der motorisierten Gendarmerei usw. davon, daß in Schneidemühl ein weiterer kunstgewerblicher Zweig Fuß gefaßt hat, und zwar die Kunstschmiede.

Holz, Stein und Eisen sind drei Rohstoffe, die Menschen- geschlechter überdauern. Sie erhalten in Schneidemühl durch Künstler- und Meisterhände Form und Prägung, die entweder hier in der engeren Heimat oder in den verschiedensten Gauen des Großdeutschen Reiches Zeugnis von dem künstlerischen Schaffenswillen ablegen, der trotz der schwierigen Allgemeinverhältnisse, unter denen eine Grenz- bevölkerung immer zu leiden hat, in dieser Grenzstadt starke Wurzeln treibt.

Die pommerische Grenzmark im Spiegel ihrer archivalischen Überlieferung

Am 1. Oktober 1938 wurde die Provinz Grenzmark Posen-West- preußen aufgelöst. Ihre fünf nördlichen Kreise bilden seitdem den Grundstock des in Provinz und Gau Pommern neugebildeten Regie- rungsbezirks Grenzmark, der auch die Tradition der ehemaligen Provinz übernommen hat. Entsprechend dieser Neuordnung wurde das seit dem 1. Oktober 1929 innerhalb des Geheimen Staatsarchivs in Berlin-Dahlem bestehende besondere Provinzialarchiv für die Grenzmark aufgelöst und seine Bestände größtenteils in das Staats- archiv Stettin überführt. Hier befinden sich jetzt die wesent- lichsten Quellen für die grenzmärkische Heimatkunde und Personen- geschichte und harren nach umfassender Neuaufstellung und -verzeich- nung der weiteren Benutzung durch die interessierte Bevölkerung und die Wissenschaft.

Es mag jedoch gleich angemerkt werden, daß die für die Geschichte der Grenzmark im 19. Jahrhundert überaus wichtigen Akten der Re- gierung Marienwerder im Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem verblieben sind und auch der dort befindliche Bestand „Generaldirek- torium Westpreußen und Nehedistrikt“ für die Jahre nach 1772 oft mit großem Nutzen herangezogen werden kann. Für die alte Ordenskantorei Schlochau enthalten auch die Staatsarchive Danzig, Schlochau und Königsberg mancherlei Wertvolles. Mit dem Verlust der Provinz Posen durch das Versailler Diktat ist das Staatsarchiv Posen mit der ganzen historischen Überlieferung auch für die geringen dem Deutschen Reiche verbliebenen Teile der Provinz, darunter Schneidemühl und Nehekreis, ebenfalls verlorengegangen. Vor allem befindet sich eine einzigartige Geschichtsquelle heute dort in polnischem Besitz, das sind die Deutsch Kroner Grodbücher, deren Bedeutung für die Siedlungs-, Besitz- und Bevölkerungsgeschichte der ganzen Grenz- mark im 16., 17. und 18. Jahrhundert gar nicht hoch genug gewertet werden kann.

Von den jetzt im Staatsarchiv Stettin befindlichen Archivalien bieten naturgemäß die Akten der mittleren Verwaltungs- und Ge- richtsbehörden heute noch die geringste Ausbeute, da ja Oberpräsidium, Regierung, Bezirksauschuss und Landgericht in Schneidemühl erst nach 1919 entstanden sind und die entsprechenden Bestände im Staats- archiv nur wenig ältere Verwaltungsakten enthalten. Umfangreicher und älter sind die Aktenabgaben der Unterbehörden, nämlich der Landratsämter, Steuer-, Zoll- und Katasterämter, der Kreisshulräte und Domänenrentämter und nicht zuletzt der Amtsgerichte. Sie beginnen meist schon kurz vor oder nach 1800 und bieten ein um- fassendes Bild aller Einzelheiten der grenzmärkischen Entwicklung im 19. Jahrhundert. Besonders die Akten der Landratsämter und Kreis- ausschüsse mit Kirchen- und Schulakten und solchen über Boden- verbesserungen und Neusiedlungen, Landwirtschaft und Forsten, Handel und Gewerbe sind eine Fundgrube für die Heimatkunde der einzelnen Kreise. Die Archivalien der Amtsgerichte wiederum geben mit ihren Grundakten Auskunft über die Besitzverhältnisse seit dem Ende des

18. Jahrhunderts und bilden damit und mit der Fülle ihrer Testamente auch eine wesentliche personengeschichtliche Quelle.

So reichlich die Überlieferung für die Zeit nach 1772 fließt, so schwierig gestalten sich Nachforschungen während der vorhergehenden Jahrhunderte polnischer Herrschaft. Jedoch läßt die gesamte Über- lieferung dieser Zeit keinen Zweifel an der einen Tatsache zu: Die Grenzmark war immer deutsch und hat diesen ihren Charakter auch in den Jahren stärkster Poloni- sierungsversuche niemals verloren. Die wichtigste Quelle für die deutsche ländliche Bevölkerung, die Deutsch Kroner Grodbücher, befindet sich leider in Posen. Die Fülle der dort ge- nannten deutschen Namen aus den Schulzen- und Holländerdörfern ist ein eindeutiger Beweis für das alteingesessene Deutschtum an Küddow und Drage, Nehe und Warthe. Aber auch die im Staats- archiv Stettin hinterlegten grenzmärkischen Stadtarchive geben die gleiche Auskunft. Deutsch ist die Sprache ihrer seit dem 16. Jahr- hundert erhaltenen Urkunden und Stadtbücher (vgl. das abgebildete Titelblatt des Schöffensbuches von Schloppe). Deutsch sind die Namen der seit der gleichen Zeit bekannten Bürgerbücher.

Wie neuere Forschungen festgestellt haben, führen gerade aus dem altpommerischen Land seit dem 16. Jahrhundert immer wieder starke Bevölkerungsströme in diese grenzmärkischen Gebiete und haben im Bürger- wie im Bauernstand enge blutsamäßige Bindungen ge- schaffen. Gerade hier wird die Zukunft sicher noch manche wertvolle Erkenntnis bringen, besonders wenn durch eine aktive Archivpflege diese und jene nicht im Staatsarchiv der Öffentlichkeit zugängliche, sondern im privaten Besitz verborgene Geschichtsquelle nutzbar gemacht werden kann. So bilden die in der Grenzmark durchweg bei den Obermeistern befindlichen Innungsarchive zweifellos eine Quelle, die, vereinigt und an einer Stelle einzusehen, sicher noch wertvollste Auf- schlüsse personen- wie handwerksgeschichtlicher Art geben könnte. Auch in den Pfarvarchiven beider Konfessionen mag noch manches unbekannte geschichtlich wertvolle Material liegen. Man denke nur an das dem katholischen Pfarramt in Tütz gehörende, vor einigen Jahren veröffentlichte Seelenbuch der Stadt Tütz und der umlie- genden Dörfer vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zum Jahre 1741, das umfassende Personenstandsangaben enthält. Ein Fund von ähn- licher Bedeutung für das Deutschtum der Grenzmark wurde kürzlich im Gräflich Schulenburgschen Schloßarchiv zu Filehne gemacht. Das dort gefundene, bisher unbekannte Untertanenbuch der Herrschaft Filehne vom Jahre 1742 gibt ebenfalls ein umfassendes Bild der Bevölkerungs- und Besitzverhältnisse der zu dieser gehörigen Ort- schaften.

Fritz Morré.

Kurz berichtet

Im Juliheft der Monatschrift der Nordischen Gesellschaft „Der Norden“ berichtet Dr. Hans Konrad Röthel über ein unbekanntes Skizzenbuch Kaspar David Friedrichs, das im Museum in Oslo entdeckt worden ist. Dem Aufsatz sind einige Bildproben bei- gegeben; eine Veröffentlichung des ganzen Skizzenbuches ist geplant und wird hoffentlich bald Wirklichkeit.

Vom 18. bis 27. August d. J. findet die erste Gaukultur- fahrt durch Pommern statt, die vom Deutschen Volksbildungs- werk in der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ veranstaltet wird. Die Fahrt wird in das Gebiet der Odermündung führen, also in einen Raum, der im Kulturleben unseres Gauces seit je eine besondere Rolle als Straße vom und zum Norden spielt. Es werden auf dieser Fahrt alle Gewässer des Mündungsgebietes berührt und alle wichtigen Orte besucht werden; auch den schwer zugänglichen Inseln Ruden und Greifswalder Die wird ein Besuch abgestattet werden. - Anmeldungen zu der Fahrt nehmen die KdF.-Kreisdienststellen entgegen.

Als Tagungsort für die alljährliche Tagung des Hanfischen Ge- schichtsvereins und des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung wurde für das Jahr 1940 Stettin festgesetzt.

Der Verein der Usedom-Wolliner Teppichknüpfer erstattete seinen Jahresbericht, aus dem hervorgeht, daß die Nach- frage nach den Fischerteppichen so stark angestiegen ist, daß weitere Knüpfer ausgebildet werden müssen. Da es sich im Jahre 1938 er- wiesen hat, daß auch die Zahl der Knüpfstühle nicht mehr ausreichte, wurden zwei große Stühle neu aufgestellt, auf denen auch die größten Teppiche hergestellt werden können. Einige kleinere Knüpf- stühle sollen im Laufe des Jahres ebenfalls neu angeschafft werden.

Unter uns!

Das uns benachbarte deutsche Danzig, mit dem gerade uns Pommern kameradschaftliche Beziehungen verbinden, ist seit einiger Zeit stark in den Vordergrund des weltpolitischen Interesses gerückt. Wir sind angesichts des unbestritten deutschen Charakters der Danziger Bevölkerung und im besonderen Hinblick auf die große deutsche Kulturvergangenheit dieser Stadt immer der Auffassung gewesen, daß das Danzig-Problem ausschließlich ein deutsches sei. Es hätte somit auf Grund des bekannten großzügigen Führervorschlags an Polen gelöst werden können, wenn die durch nichts gerechtfertigte Einmischung Englands es nicht zu einem internationalen Problem gemacht hätte.

Es ist zwar nicht Aufgabe des „Bollwerk“ als heimatgebundener Zeitschrift, laufend Fragen der Weltpolitik zu erörtern. Sobald diese jedoch in uns unmittelbar benachbarte Räume hineingreifen, können wir nicht an ihnen vorüber, es sei denn, wir bestimmen den Horizont des „Bollwerk“ nach Maßgabe der pommerschen Kirchtürme. Es bedarf also keiner besonderen Begründung, warum wir gerade jetzt das deutsche Gesicht Danzigs einmal eindeutig herausstellen und führenden Männern des Danziger geistigen Lebens zu diesem Zweck das Wort erteilen. Einen im Hinblick auf Pommern und Danzig kulturgeschichtlich interessanten Beitrag (Chodowiecki entdeckte das deutsche Danzig) lieferte uns dazu Dr. Klaaß, Stettin.

Wie wir allerorts hören, hat unser Schweden-Heft (Juli) allgemein starke Beachtung gefunden. Wir bringen auch diesmal wieder aus der Feder unseres Stockholmer Mitarbeiters einen aktuellen Beitrag zu dem Thema „Weltpolitik von Schweden gesehen“ sowie eine interessante Betrachtung zur innerpolitischen Struktur Finnlands, wie sie sich nach den letzten Wahlen darstellt. -

Gegen Ende des vergangenen Monats haben wir uns unserem Gauleiter menschlich besonders nahe gefühlt: Einmal, als wir im Geiste mit ihm an der Bahre seiner Mutter standen, einer wahrhaft deutschen Frau aus dem heiligen deutschen Osten - zum anderen Male, als wir seiner fünfjährigen von Erfolg gesegneten Führungstätigkeit an der Spitze des Pommerngaus dachten. Unser Bildbericht möge darstellen, wo sich unser Gauleiter am wohlsten fühlt: draußen, mitten im werktätigen Volk, und nicht am grünen Tisch! -

Nachdem wir im Juliheft des 80. Geburtstags des großen schwedischen Dichters Verner von Heidenstam gedachten, fällt in den August der ebenfalls 80. Geburtstag seines nicht minder großen norwegischen Zeitgenossen Knut Hamsun. Es scheint uns sinnvoll, daß zu diesem Tage unser pommerscher Dichter Ulrich Sander einige seiner Gedanken über den in unserem Volke so hochgeschätzten nordischen Dichter zur Verfügung stellt.

Im Verfolg einer wichtigen Aufgabe, die sich das „Bollwerk“ gestellt hat, nämlich bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Kampf mit der Landflucht zu führen, hat der Hauptschriftleiter sich aus dem aktuellen Anlaß der schwierigen Ernteeinbringung mit der verheerenden geistigen Seuche der Stadtsucht auseinandergesetzt. Abgesehen hatte der Hauptschriftleiter Gelegenheit, anläßlich der Pommerenfahrt der deutschen Presse zu den Teilnehmern über „Pommern, das Land der Aufgaben“ zu sprechen. Er hat bei dieser günstigen Gelegenheit nachdrücklich die Erhaltung und Sicherung des Dorfes als der gesündesten Lebensform des deutschen Ostens gefordert. Wir hoffen, im nächsten „Bollwerk“ Stimmen der reichsdeutschen Presse über die gelegentlich ihrer Pommernfahrt gesammelten Eindrücke bringen zu können.

Heil Hitler!

Paul Eckhardt, Hauptschriftleiter.

Buchbesprechungen

Mann vom See. Roman von Ulrich Sander. Gerhard-Stalling-Verlag, Oldenburg i. O. u. Berlin. Gebd. 5,80 RM. - Ulrich Sanders Bücher sind kein Zuckergebäck, an dem sich der normale Mensch den Magen verdirbt, sondern deftiges Vollkornbrot, so wie es Soldaten und sonstige handfeste Kerle gerne essen.

Das trifft wiederum für einen neuen Roman unseres pommerschen Dichters zu. Eigentlich handelt es sich nicht um einen Roman im landläufigen Sinne. Man könnte eher von einem Heldenepos sprechen, ohne zu übertreiben. Der „Mann vom See“ - das ist der pommersche Soldat schlechtthin, wie ihn in dieser wortlosen Selbstverständlichkeit wohl kaum eine andere deutsche Landschaft hervorbringt. Gewiß sind die Soldaten anderer deutscher Stämme ebenso tapfer - aber das wesenhaft pommersche Soldatentum ist von so klar geprägter Eigenart, daß ein Dichter, der selbst Pommer und Soldat ist, aus einem geheimnisvollen Zwange des Blutes und der Landschaft heraus seine Soldatengestalten eben nur so hinstellen kann, wie es Ulrich Sander tut. So und nicht anders.

Wie kennen seine „Pioniere“ - ein Buch, mit dem er der von ihm im Kriege geführten pommerschen Pionierkompanie ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Sergeant Kalewe ist uns seitdem ein fest umrissener Begriff.

Wenn Sander seine „Pioniere“ noch unter dem Druck des unmittelbar Erlebten niederschrieb, also „erzählte“ - so erhebt sich sein

„Mann vom See“ bereits zu jener Höhe unbefangener Gestaltung, wo erlebtes und erschautes Leben mit einem reifen Wissen um die göttliche Natur der Menschen und Dinge zur beglückenden Einheit verschmilzt und sich zur verbindlichen Form der Sprache „verdichtet“, also Dichtung wird.

Wir danken unserem Landsmann Ulrich Sander für dieses männlich-kämpferische Bekenntnis zum pommerschen Land und seinen tapferen und unerschütterlich treuen Menschen. Wir beglückwünschen uns selbst, daß wir dies Buch gerade jetzt in die Hand bekommen, wo unsere Gedanken fünfundzwanzig Jahre zurückwandern in jene Tage, als die Zeit der großen Bewährung der Männer begann.

Paul Eckhardt.

„Deutschland, Polen und der Korridor.“ Von Erik Rößler, Verlag Krueger und Horn, Dresden 1939. Geh. 0,75 RM. - Der durch seine Schrift über „Das Gesicht der Tschechoslowakei“ bekannt gewordene Verfasser legt uns hier ein hoch aktuelles Büchlein vor, das in knapper, sachlicher und fesselnder Form über die Geschichte des deutschen Gebietes zwischen Reich und Ostpreußen sowie über die Vergewaltigung von Millionen deutscher Menschen in Polen berichtet. Die temperamentvolle Feder Rößlers wendet sich gegen den offensibaren Rechtsbruch gegenüber unserem Volk und gegen das Spiel mit dem Krieg. Besonders aufschlußreich ist das Kapitel über „Polen und Englands Einkreisungsversuche“. Alles in allem, stellt die

empfehlenswerte Schrift die Forderung einer notwendigen Neuordnung des Weichselraumes, nachdem der Donauraum bereits geordnet worden ist.
Dittschlag.

Boris Nebe: Abenteuer in den Anden. Hansatische Verlagsanstalt Hamburg 1939. In Deutschlands schwerster Zeit geht ein Mann, der sich in seinem Vaterlande nicht mehr zurechtfindet, nach Übersee. Hoch in den Anden, an der Grenze zwischen Chile und Brasilien, beginnt er, in einer verlassenen Ranch sich eine neue Existenz aufzubauen. Leicht wird es ihm nicht gemacht, aber er ist ein Mann, der sich durchzusetzen weiß, der arbeiten gelernt hat, der

mit den Eingeborenen umzugehen weiß und der den festen Willen hat, sein Schicksal zu meistern, mit einem Wort, er ist ein ganzer Kerl, der Typ des deutschen Kolonisten. Und das gibt dieser lebensnahen Schilderung ihren besonderen Wert, daß sie ein überzeugender Beweis für die kolonialisatorischen Fähigkeiten der Deutschen ist, eben jener Fähigkeit, die man uns immer wieder abzusprechen versuchte. Daneben bringt dies ausgezeichnete Werk im Rahmen einer spannenden Handlung eine Fülle trefflicher Charakterstudien und eine fesselnde Darstellung südamerikanischer Sitten und Gebräuche.

Paul Born.



Reichspommernbund

Versammlungskalender für August 1939

Mittwoch,	2. August,	20.30 Uhr:	Landsmannschaft der Pommern in Rostock (Vers.)	Mahn & Ohlerichs Keller
Sonabend,	5. August,	20.00 Uhr:	Heimatverein Dramburg in Berlin (Heimatabend)	Vereinslokal
Sonabend,	5. August,	20.00 Uhr:	Pommernbund Südost (Sitzung)	Vereinslokal
Sonabend,	5. August,	20.00 Uhr:	Verein der Neustettiner zu Berlin (Versamml.)	Vereinslokal Lobjäger, Tegeler Weg 108
Sonntag,	6. August,	14.00 Uhr:	Verein der Bütower in Berlin (Familienausflug)	Ausflugsort Restaurant Freund in Pichelsberge
Sonntag,	6. August,	14.00 Uhr:	Verein der Pommern Kiel-Gaarden u. Umg. (Ausflug ins Blaue), Treffpunkt Endstation der Straßenbahnlinie 8	Wellingdorf
Mittwoch,	9. August,	20.00 Uhr:	Verein der Bütower in Berlin (Sitzung)	Vereinslokal
Mittwoch,	9. August,	20.30 Uhr:	Ruppiner Pommernbund Neuruppin (Heimatabend)	Bernaus Hotel
Mittwoch,	9. August,	20.00 Uhr:	Pommernbund Erfurt (Vereinsabend)	Vereinslokal Stadtkrug, Langebrücke
Sonabend,	12. August,	20.00 Uhr:	Landsmannschaft der Pommern zu Birkenwerder und Umg. (Heimatabend)	Gesellschaftshaus
Sonntag,	13. August,	15.00 Uhr:	Landsmannschaft der Pommern, Heimatverein Köslin u. Umg.	Berlin, Ausflug nach Eiche b. Potsdam
Sonntag,	13. August,	15.00 Uhr:	Ausflug nach Eiche (Mietner), Treffpunkt 15 Uhr	Spitzsäule Obelisk-Potsdam
Sonabend,	19. August,	20.00 Uhr:	Verein der Pommern Kiel-Gaarden u. Umg. (Versammlung)	Kleines Restaurant
Sonabend,	26. August	:	Pommernbund Südost (Mondscheinfahrt)	Ziel: Neu-Helgoland
Donnerstag,	31. August,	20.00 Uhr:	Verein heimattreuer Pommern München (Vers.)	Regensburger Hof

Pommernbund Südost in Berlin. In unserer Julisitzung wurde beschlossen, am Sonnabend, dem 26. August, eine Mondscheinfahrt mit anschließendem Tanz zu machen. Gäste herzlich willkommen. Ziel: Neu-Helgoland. Karten hierzu auf unserer Sitzung am 5. August oder bei Landsmann Ruhfeld, Berlin, Ritterstraße 20, erhältlich. Unsere Heimatausfahrt nach Marwik, Pommern, hat bei allen Teilnehmern eine schöne Erinnerung hinterlassen. Infolgedessen wurde angeregt, in Zukunft öfter Heimatausfahrten nach den Heimattorten anderer Mitglieder zu machen. - Nächste Sitzung am 5. August.

Verein der Greifswalder in Berlin. In den vergangenen Monaten führte eine Reihe gut besuchter Veranstaltungen unsere Berliner Landsleute zusammen. Am 7. Mai trafen wir uns zur Maifeier im „Nordischen Hof“. Im Juni fand ein gemeinsames Kaffeetrinken im Restaurant „Oranke-See“ statt und am 2. Juli hatten sich trotz der ungünstigen Witterung 40 Landsleute und Gäste zu einem Ausflug nach Treptow vereinigt, wo im „Deutschen Garten“ gemeinsam Kaffee getrunken wurde. Unser nächstes Kaffeefränkchen findet am Sonntag, dem 6. August, im „Nordischen Hof“ statt.

Verein der Neustettiner zu Berlin. Unsere diesjährige Dampferfahrt fand am Sonntag, dem 9. Juli, bei schönstem Sonnenwetter statt. Aber dem Müggelsee, Neu-Helgoland, Neu-Venedig, Berliner Schweiz, bis Krampenburg ging die herrliche Fahrt. Nach der gemeinsamen Mittag- und Kaffeetafel sangen wir unsere Heimatlieder,

begleitet vom Schifferklavier des Landsmann Paul Drews, welcher uns öfter mit den heimatischen Weisen erfreut. Nach Baden, Spiel und Tanz wurde in den Abendstunden die Heimfahrt über den Langer See, Dahme und Spree angetreten. Noch mehrere Stunden blieben die Landsleute beim Bier und einem Tänzchen in einem freundlichen Lokal in Berlin-Rummelsburg beisammen. Die nächste Versammlung findet am Sonnabend, 5. August, im Vereinslokal Lobjäger, Tegeler Weg 108, statt.

Landsmannschaft der Pommern, Heimatverein Köslin u. Umg. in Berlin. Unser letztes Zusammensein verbunden mit Kaffeefränkchen war leider wegen der Ferienzeit sehr mäßig besucht. Bei freiem Kaffee verlief der Nachmittag sehr gemütlich. Der Vereinsführer verlas verschiedene Kartengrüße aus nah und fern und wies nochmals auf unseren Augustausflug mit dem Babelsberger Verein nach Eiche bei Potsdam am 13. August, 15 Uhr, hin. Fahrgelegenheit: Entweder Potsdam Hauptbahnhof und mit Autobus nach Eiche oder Bahnhof Wildpark und dann zu Fuß bis Eiche. Große Teilnahme wird gewünscht.

Heimatverein Dramburg in Berlin. Entgegen dem Beschluß der Junisitzung fand die Juliversammlung aus wichtigen Gründen doch statt. Den Hauptpunkt der Tagesordnung bildete die am 25. Juli nach Ravensteiner Mühle stattfindende Altberliner Kremserpartie. Die Aussprache ergab eine Beteiligung von annähernd 60 Personen, so daß drei Kremser bestellt werden konnten. Die Abfahrt erfolgte um 8 Uhr vom Bahnhof Ostkreuz. Der Fahrpreis beträgt für Mitglieder

1,40 RM., für Gäste 1,75 RM. Aus der Vereinskasse werden 60 Rpf. für jeden Teilnehmer hinzugezahlt.

Der Bericht vom Kaffeerausflug nach der Krümmen Lanke am 25. Juni, der einen Refordbesuch aufwies, fand allgemeinen Beifall. Der nächste Heimatabend findet am Sonnabend, dem 5. August, statt.

Verein der Büttower in Berlin. Die Juli-Sitzung war schwach besucht. Grund dafür war wohl, daß viele Mitglieder auf Reisen sind. Am 6. August 1939 findet ein Familien-Ausflug mit Kaffeekochen statt, und zwar zum altbekanntesten Ausflugsort, Restaurant Freund in Döbelsberge, wo wir schon manche vergnügten Stunden verlebt haben. Es wird gebeten, um 14 Uhr recht pünktlich zur Stelle zu sein, und recht viele Gäste mitzubringen. Nächste Sitzung am 9. August 1939.

Landsmannschaft der Pommern zu Potsdam. Unsere Dampferfahrt mit vielen Gästen war am Sonntag bei herrlichem Wetter ein voller Erfolg. Schon früh war der Dampfer fast überfüllt. Humor und pommerische Gemütlichkeit herrschte bei allen Teilnehmern. Mit Gesang und Musik ging es durch die herrlichen märkischen Gewässer und Landschaften nach Lehnitzsee b. Oranienburg, wo beim „Waldhaus-Wirt“ Einkehr gehalten wurde. Der Rest des Tages verlief genau so harmonisch wie die unvergeßliche Dampferfahrt. Am 13. August treffen wir uns mit befreundeten Landsmannschaften in Eiche bei „Mietner“.

Ruppiner Pommernbund Neuruppin. Es war für uns eine große Freude, als wir am 2. Juli 1939 mit 102 Personen in drei großen Omnibussen die Fahrt durch schöne Gauen der Mark und Pommern hinter uns hatten und in Stettin unterhalb der Hafenterrasse bei der Baumbrücke landeten, wo uns der Vorsitzende des Fröh-Keuter-Vereins, Emil Stark, mit anderen Mitgliedern des Vereins begrüßte. Von dort machten wir auf dem Dampfer „Lüchow“ die zweistündige Hafenfahrt durch die zahlreichen Oderarme und den Dammischen See. Unter den 250 Fahrgästen herrschte sofort fröhliche Pommernstimmung; denn der Stettiner plattdeutsche Dichter August Mollig hatte von seinem 74. Geburtstag am 1. Juli her noch Festtagsstimmung, die durch unseren Landsmann Karl Keuter wirksam belebt wurde. Obgleich ein Sprühregen die Wanderung durch die Stadt nach dem einzigartigen „Rosarium“, und nach dem Haus am Westendsee beeinträchtigte, pilgerten alle hinaus zu der herrlichen Quistorp-Lue, um dort an den Ufern des Westendsees den Kaffee zu trinken. Emil Stark hatte während der Mittagstafel die Gäste mit seinen humoristischen plattdeutschen Dichtungen erfreut, während die Abendunterhaltung das Vorstandsmitglied des Fröh-Keuter-Vereins, die Vortragskünstlerin Frau Schuldt mit vielen plattdeutschen Darbietungen von Rudolf Rienau, Heinrich Bandlow usw. gestaltete. Aus vollem Herzen dankte Landsmann Wendt für die gastliche Aufnahme den Stettinern und lud sie ein, am 4. November Gast bei dem 10. Stiftungsfest der Ruppiner zu sein. Allzu früh schlug die Abschiedsstunde. - Unsere nächste Versammlung, verbunden mit dem Heimatabend, am Mittwoch, dem 9. August, 20.30 Uhr in Bernaus Hotel mit vielen Neuigkeiten aus unserer Heimat. Deshalb bitten wir, versäumen Sie diesen Heimatabend am 9. August nicht und bringen Sie noch fernstehende Landsleute mit.

Landsmannschaft der Pommern, Eberswalde. Unser am 9. Juli bei Ldsm. Grau in Weitlage abgehaltenes Scheibenschießen war, auch in finanzieller Hinsicht, wieder ein voller Erfolg. Aufgenommen wurde in unserer Landsmannschaft ein neues Mitglied. Die nächste Versammlung findet am 11. August im Stettiner Hof bei Ldsm. Konrad statt. Am zahlreiches Erscheinen wird gebeten, da auf der Tagesordnung unser Königsschießen im September steht.

Gau Nordwestdeutschland

Landsmannschaft der Pommern in Rostock. Unsere Vierteljahreshauptversammlung am 5. Juli 1939 war gut besucht. Zu Beginn der Sitzung gedachte der Vorsitzende Landsm. Otto Rasch unseres verstorbenen Ehrenvorsitzenden Landsm. Karl Renter und würdigte die großen Verdienste desselben um die pommerische Heimatbewegung und

unsere Landsmannschaft. Die Versammlung ehrte den Verstorbenen durch Erheben von den Plätzen. Beschlossen wurde, am 30. Juli d. J. einen Ausflug nach dem Poggenkrug zu Landsm. Zeitel zu unternehmen und ferner am 3. September d. J. wie alljährlich eine Fahrt ins Blaue durchzuführen. Die Vorarbeiten für die Fahrt ins Blaue wurden sofort aufgenommen. Als neue Mitglieder wurden fünf Landsleute aufgenommen. Das am 1. Juli d. J. in „Onkel Thomas Hütte“ in Gehlsdorf veranstaltete Sommerfest war ein voller Erfolg und bot den Landsleuten mit ihren Angehörigen einige recht fröhliche Stunden in echt pommerischer Verbundenheit.

Unsere nächste Versammlung findet statt am Mittwoch, dem 2. August 1939, um 20.30 Uhr in Mahn & Ohlerichs Keller.

Verein der Pommern Kiel-Gaarden u. Umg. Unsere hiesigen Landsleute vereinigten sich am 2. Juli zu einem gemeinsamen Ausflug nach Rühren. Nach einem Rundgang durch den Schlosspark und dem Mittagessen in „Waldlust“ kamen die Kinder zu ihrem Recht. Es wurde ein Preisschießen veranstaltet und anschließend gab es Kaffee und Kuchen. Leider allzu früh mußten wir zum Ausbruch rüsten, um um 22 Uhr wieder in Kiel einzutreffen. Die letzte Mitgliederversammlung war infolge der Reisezeit leider nicht stark besucht. Es wurden Einzelheiten über die Durchführung des Stiftungsfestes am 9. September besprochen. Die Kasse wurde geprüft und dem Kassierer Entlastung erteilt. Unser nächster gemeinsamer Ausflug mit Kindern findet am 6. August statt. Treffpunkt 14 Uhr Endstation der Straßenbahnlinie 8 Wellingsdorf. Nächste Versammlung am 19. August in Kleines Restaurant.

Gau Mitteldeutschland

Verein heimattreuer Pommern in Halle/Saale. Da am 5. Juli die hallischen Schulen ihre Pforten geschlossen hatten, war zu unserer letzten Monatsversammlung nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Landsleute erschienen. Der Vorsitzende, Landsmann Kapell, legte sein Amt wegen Arbeitsüberlastung nieder. Landsmann Schrank, der schon seit einigen Wochen ihn unterstützte hatte, wurde als Nachfolger bestimmt. Er dankte im Namen aller Mitglieder dem bisherigen Vereinsführer für seine mehrjährige Tätigkeit und versprach von sich aus, sein Bestes zum Wohle des Vereins zu tun. Landsmann Berckling hielt einen sehr interessanten und anschaulichen Vortrag über seine Reise nach Jugoslawien. Zahlreiche Karten-Photographien ließen bei manchen Anwesenden den Wunsch wach werden, selbst einmal das schöne Land kennenzulernen. Ein im August stattfindendes Sommerfest soll Alt und Jung bei fröhlichem Tanz vereinen. Der Vorstand wurde mit den nötigen Vorbereitungen beauftragt.

Gau Süddeutschland

Verein heimattreuer Pommern in München. Am 25. Juni trafen sich die Mitglieder mit ihren Angehörigen am Isartalbahnnhof zu dem Vereinsausflug. Mit der Bahn fuhren wir nach Wolfratshausen, wo im schattigen Garten eines Wirtshauses gefrühstückt wurde. Nach einer herrlichen Wanderung landeten wir zum Mittagessen in Münsing und nach einer Stunde Wegs am schönen Starnberger See zur Kaffeetafel. Der Regenguß konnte unserer Stimmung keinen Abbruch tun und frohgelaunt fuhren wir mit dem Schiff nach Starnberg, um gemeinsam das Abendessen einzunehmen. Auf der Heimfahrt nach München war jeder voll des Lobes über die schöne Fahrt und unserm Mitglied Mundigl als Reiseleiter galt der Dank für den wohl durchdachten Vorschlag. Im Herbst wollen wir noch einmal einen Sonntag in der schönen Natur verbringen. Am 29. Juni kamen wir im Regensburger Hof zu unserer Monatsversammlung zusammen und besprachen die Vorbereitungen für die offizielle Feier unseres Gründungsfestes. Sie soll im September stattfinden. Der Bundesvorsitzende, Herr Pastor Schröder, und unser Ehrenmitglied, Ldsm. Dr. Lindt aus Halle wollen uns zu unserem Fest besuchen. Nächste Zusammenkunft am 31. August im Regensburger Hof um 20 Uhr.

Haupt- und Schriftleiter: Paul Schardt, Stellvertreter: Paul Born, beide Stettin, Landeshaus, Eing. Schubertstr. Fernruf 257 81. - Verantwortlicher Anzeigenleiter: Kurt Freund, Stettin. - D. H. B. 1939 4050. - Anzeigenpreis: Die achtgespaltene Millimeterzeile 10 Pf. - Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 11. - Druck: F. Hesse, Stettin. - Verlag: Pommerischer Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51. - Fernruf 258 91. - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung nur gegen Rückporto. - „Das Volkwerk“ erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährlich 0,90 RM., zu täglich 6 Pf. Bestelgeld, Einzelheft 40 Pf. zuzüglich Porto.

Gute Möbel preiswert

bei

Gleixner & Delonge
MÖBELHAUS

Stettin

Breite Straße 15 - Telefon 31711

Wer fotografiert, hat mehr vom Leben!

FOTO-VOGT berät Sie gut!
Augustastr. 6 Ecke Moltkestr.

Einspaltige Anzeigen

bis zu 150 mm Höhe

kosten

nur 8 Rpf.

je mm



Soeben erschienen!

Stettin und Umgebung

Ein Führer von M. Reepel

unter Mitwirkung des Stettiner Verkehrsvereins
93 Seiten mit Bildern und 1 Stadtplan

kartonierte RM. 1,30

Verlag L. Sauniers Buchhandlung
Stettin

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Nachlaß für mm-Abschlüsse gewähren wir nach **Mengenstaffel A**

Die „Technik im Ostseeraum“

ist das Mitteilungsblatt für alle NSBDT.-Mitglieder. Es ist eine technopolitische und überfachliche Zeitschrift, die von jedem, der über die technische Arbeit in den Gauen Ostpreußen, Pommern und Mecklenburg unterrichtet sein will, gelesen wird.

Bezugspreis vierteljährlich 96 Pfennig einschließlich Bestellgeld

Fordern Sie kostenfreie Probenummer durch den Pommerschen Zeitungsverlag, G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51

Landschaftliche Bank für Pommern

(Central-Landschafts-Bank)

Bankanstalt des öffentlichen Rechts / Hinterlegungsstelle
für Mündelgelder



STETTIN

Paradeplatz Nr. 40

Fernsprech-Sammel-Nr. 25421

Arnswalde, Adolf-Hitler-Str. 1

Fernsprech-Nummer 696

**Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte
für Landwirtschaft, Handel, Gewerbe,
Industrie und Privatpersonen**

Annahme verzinslicher Einlagen · Sparkonten · Kontokorrentverkehr · Gewährung von Krediten
Diskontierung von Wechseln · An- und Verkauf von Wertpapieren und ausländischen Zahlungsmitteln
Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren und verschlossenen Depots
Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschuß der Mieter



Wißt Ihr auch schon das Neueste?

Müllers nebenan haben sich einen ganz modernen Kühlschrank zugelegt. Ich sage Euch, dieser Schrank ist einfach fabelhaft. Alle Speisen und Getränke bleiben frisch und in ganz kurzer Zeit kann man damit Eis und Eisspeisen bereiten. Mein Mann kauft mir jetzt auch einen modernen Kühlschrank, denn die Anschaffung wird ja durch das günstige Teilzahlungssystem der Stettiner Stadtwerke jedem sehr leicht gemacht

Moderne Gas- und Elektro-Kühlschränke

werden Ihnen in Betrieb unverbindlich vorgeführt bei allen Mitgliedern der Gas- oder Elektrogemeinschaft

in der Gasberatungsstelle, Kleine Domstraße 20
in der Elektroberatungsstelle, Schulzenstraße 21

STETTINER STADTWERKE



Abt. Gasversorgung
Ruf 31909/10

G. M. B. H.

Abt. Elektrizitätsversorgung
Ruf 35581